

Aus: Textarchiv H. G. Petzold et al. Jahrgang 1983

<http://www.fpi-publikationen.de/textarchiv-hg-petzold>

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Hückeswagen.

*Hildegund Heint, Hilarion G. Petzold, Anne
Fallenstein (1983): Das Arbeitspanorama **

Erschienen in: *Petzold H. G., Heint H. (1983, Hrsg.). Psychotherapie
und Arbeitswelt, Paderborn: Junfermann. S. 356-408*

In diesem Internet-Archiv werden wichtige Texte von Hilarion G. Petzold und MitautorInnen in chronologischer Folge nach Jahrgängen und in der Folge der Jahrgangssiglen geordnet zur Verfügung gestellt. Es werden hier auch ältere Texte eingestellt, um ihre Zugänglichkeit zu verbessern. Zitiert wird diese Quelle dann wie folgt:

Textarchiv H. G. Petzold et al.

<http://www.fpi-publikationen.de/textarchiv-hg-petzold>

* Aus der „**Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Naturtherapien und Kreativitätsförderung**“ (EAG), staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung, Hückeswagen (Leitung: Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, Prof. Dr. phil. Johanna Sieper. Mail: forschung@integrativ.eag-fpi.de, oder: info@eag-fpi.de, Information: <http://www.eag-fpi.com>) .

Zusammenfassung: Das Arbeitspanorama

Das Arbeitspanorama ist eine diagnostisch-therapeutische Variante der Lebenspanorama-Technik (Petzold 1975), durch die für den Patienten eine Übersicht über seine „Geschichte mit Arbeit“ möglich werden soll. In der bildnerischen Darstellung aller wichtigen erinnerbaren Erfahrungen mit Arbeit werden ihm gleichsam in einer „Synopsis“ die Einflüsse seines sozialen Feldes und seine Reaktionen auf diese Einflüsse, die zur Ausbildung bestimmter Haltungen und Einstellungen führten, erkennbar und verstehbar. Im Bild artikulieren sich neben den bewusst erinnerten Inhalten über das Medium des Malens die Diskurse des Unbewussten. Es wird damit ein reiches und vielseitiges Material im konkreten Handeln und der bildnerischen Darstellung geschaffen, das die Grundlage für therapeutische Aufarbeitung bietet.

Schlüsselwörter: Arbeit, Psychotherapie, Arbeitswelt, Lebenspanoramatechnik Integrative Therapie

Summary: The work panorama

The work panorama is a diagnostic-therapeutic variant of the life-panorama technique (Petzold 1975), which allows the patient to have an overview of his "history with work." In the pictorial representation of all important experiences with work he becomes in one "Synopsis" the influences of his social field and his reactions to these influences, which led to the formation of certain attitudes and positions that are becoming in this way recognizable and understandable. In the picture, in addition to the deliberately remembered contents through the medium of drawing the discourses of the unconscious articulate. It is thus created a rich and versatile material in the concrete action and the visual representation which provides a base for therapeutic processing.

Keywords: work, psychotherapy, working world, life-panorama-technique, Integrative Therapy

Das Arbeitspanorama

Hildegund Heintl, Hilarion Petzold,
Anne Fallenstein

*„Was der Mensch ist,
sagt ihm nur seine Geschichte“
(Dilthey)*

Das Arbeitspanorama ist eine diagnostisch-therapeutische Variante der Lebenspanorama-Technik (Petzold 1975), durch die für den Patienten eine Übersicht über seine „Geschichte mit Arbeit“ möglich werden soll. In der bildnerischen Darstellung aller wichtigen erinnerbaren Erfahrungen mit Arbeit werden ihm gleichsam in einer „Synopsis“ die Einflüsse seines sozialen Feldes und seine Reaktionen auf diese Einflüsse, die zur Ausbildung bestimmter Haltungen und Einstellungen führten, erkennbar und verstehbar. Im Bild artikulieren sich neben den bewußt erinnerten Inhalten über das Medium des Malens die Diskurse des Unbewußten. Es wird damit ein reiches und vielseitiges Material im konkreten Handeln der bildnerischen Darstellung und ihrer Aufarbeitung geschaffen, das den Klienten wie auch den Therapeuten zu Aktionsforschern macht (Bilitza 1981) und ihnen eine Fülle von Anregungen, Auswertungen und Interpretationen bietet, deren Komplexität nur schwer zu reduzieren ist. Die vorliegenden Materialien wurden aus umfangreichen Protokollen, Aufzeichnungen und Bildsammlungen ausgewählt, um einen vorläufigen und in vieler Hinsicht tentativen Bericht über das Arbeitspanorama, das besonders von H. Heintl seit Jahren praktiziert wird, zu geben. (Bildbeispiele S. 399ff)

1. Fallbeispiel

Maritta betrachtet versunken ihr Bild. Sie hat Tränen in den Augen. Wir sitzen vor dem großen Bogen, auf dem sie ihr Arbeitspanorama gezeichnet hat. Wir betrachten es, und sie beginnt zu sprechen: „Hier auf der ersten Darstellung links unten, da bin ich noch ganz klein, bei meinem Opa auf dem Acker und schau ihm beim Pflügen zu. Er war Bauer, mein Vater auch. Er war kräftig, und es war schön, ihm bei der Arbeit zuzuschauen. Er hat ohne Worte gehandelt. Es war eine ganz

andere Arbeit, als ich jeden Tag tue (sie ist Sozialarbeiterin). In meiner Arbeit muß ich reden, und nach einer Stunde sehe ich gar nicht, was ich getan habe, und weiß nicht, ob das gut war. Er weiß, wie er das alles machen muß. Alles geht seinen gewohnten Gang im Kommen und Gehen, im Säen und Ernten.“ Maritta ist ganz in ihr Bild vertieft. „Mir ist, als ob ich den Geruch von Erde wahrnehme. Arbeit ist Ordnung. Sie ist voraussehbar im Jahreszyklus. An den Jahreszeiten kann ich mich orientieren. Das gibt mir Sicherheit und Gewißheit. Im Jahresrhythmus finde ich meine Ordnung.“ Erst jetzt wird ihr bewußt, daß sie selbst nie körperlich schwer gearbeitet hat. Sie ist zierlich wie ihre Großmutter, die viele Kinder hatte, und sie betrachtet dabei ihre schmalen, zarten Hände. „Ich war ein fröhliches Kind. Die Familie und das Dorf waren meine Welt.“

Ihre Stimme wird leise: „Als ich acht Jahre alt war, kam ein schwerer Einbruch in mein Leben. Da wurde alles anders.“ Sie zeigt auf die zweite Darstellung. „Hier sitzt mein Vater auf dem Stuhl, schweißüberströmt, kaputt und traurig. Die Mutter ermahnt uns Kinder zu Ruhe und Rücksichtnahme. Gemeinsame Mahlzeiten gibt es nicht mehr. Der Vater hat die Landwirtschaft aufgeben müssen, weil sie sich nicht mehr trug, und er arbeitet jetzt als Schichtarbeiter in der Fabrik. Hier (sie deutet auf das Panorama) sitze ich in der Ecke, ganz für mich, zurückgezogen, ohne Kontakt und lese und lese. Die Arbeit hat sich für mich gewandelt. Arbeit ist Schweiß, Hitze, Lärm, Mühe, Resignation, Pflicht zur Erhaltung der Familie. Ich verstehe die Welt nicht mehr und flüchte mich in meine Bücher.“

T: „Und wie wars in der Schule?“ Auf meine Frage berichtet sie, daß sie gern in die Schule gegangen sei und leicht gelernt und ihre Lehrerin sehr geliebt habe. Diese Lehrerin wurde später, während ihres Studiums, zu ihrem Leitbild. Maritta steht offenbar im Wiedererleben dieses Lebensabschnittes so stark unter dem Eindruck der bedrückenden, häuslichen Situation, daß ihr dieser positive Aspekt, die gute Erfahrung der Schule, nicht zugänglich ist.

„Hier, auf der dritten Darstellung, habe ich das Fabrikgebäude gezeichnet, in dem mein Vater arbeitet. Die Hitze, der Dampf und die Maschinen haben mir viel Angst gemacht, und ich habe oft davon geträumt. Unser Leben wird immer trostloser.“ Während die erste Darstellung farbig ist, sind die weiteren drei Bilder nur mit schwarzem Stift gezeichnet. Die vierte Darstellung zeigt das Bürogebäude der Fabrik. „Wie ein Gefängnis sieht es aus. Die Fenster wie Gitter. So habe ich mich auch dort gefühlt. Die ganzen drei Jahre während meiner kaufmännischen Lehre dort.“ Sie denkt mit Schrecken an die Lehrzeit. „Ich war fest entschlossen, nach der Lehre die Familie und das Dorf zu ver-

lassen und über den zweiten Bildungsweg zu studieren. Und hier — sie deutet auf das Panorama — seht ihr mein Studium, wie ein Sonnenfleck in meinem Leben. Die gelbe Farbe und den grünen Baum und die Freunde. Ich bin die erste in meiner Familie, die studiert. Die haben sich viel Sorgen um mich gemacht, daß ich heruntergekommen und verwahrlost aus der Großstadt heimkommen könnte.“

Die nächste Darstellung zeigt eine therapeutische Gesprächssituation: Maritta mit einem Klienten, der ihr gegenüber sitzt. Plötzlich bricht sie in Tränen aus. „Ich habe die Nähe verloren, die Natur, die Jahreszeiten. Ich sitze in meinem Zimmer und weiß nicht mehr, was draußen los ist.“ Trauer kommt auf. Sie nimmt schmerzlich Abschied von ihrer Kindheit, dem Großvater und der Landschaft. Sie schaut auf das letzte Bild des Panoramas: Das Fenster über ihrem Schreibtisch öffnet ihr den Blick nach draußen in die Zukunft. „Ich muß meine Berufssituation verändern. Ich will wieder mehr in der Natur leben.“

Interpretative Auswertung

Maritta war dem Dorf entwachsen. Sie hatte nie selbst Landarbeit verrichtet, aber schon als Kind die Fabrik, die sie in soviel Ängste gestürzt hat, verabscheut. Und doch hat sie ihre Lehrzeit in der Fabrik gemacht, obgleich sich ihr auch andere Möglichkeiten geboten hätten. Mußte sie ein Stück den Leidensweg ihres Vaters gehen, um sich dann ablösen zu können? Wir gehen diesen Fragen nach. Nach der Einstellung der Mutter zur Arbeit befragt, erinnert sie sich plötzlich an einen oft gehörten Ausspruch ihrer Mutter: „Ich wollte immer Lehrerin werden, aber wir hatten kein Geld.“ Maritta hatte diesen Satz bisher noch nicht im Zusammenhang mit ihrem Bildungsweg gesehen. Hat sie den Wunsch der Mutter nach Bildung und Beruf erfüllt und gelebt? Sie ist nachdenklich geworden. Sie erkennt, daß sie Berufs- und Lebenszufriedenheit nur gewinnen kann, wenn sie herausfindet, was sie selbst möchte, welche Einflüsse ihrer Eltern sie bejahen kann und welche sie einengen. Die Zusammenschau der Darstellungen im Arbeitspanorama haben ihr Perspektiven eröffnet, durch die sie sich in ihrem Arbeitsleben besser zu verstehen vermag.

Das Beispiel hat, so hoffen wir, deutlich gemacht, wie durch die Panoramatechnik, hier in der Form des Arbeitspanoramas, ein unmittelbarer Zugang zu „Lebensstilen“ (Adler), „Scripts“ (Berne), zu bestimmten „Szenen“ (Petzold) gewonnen werden können. Die Arbeit als einer der zentralen Bereiche des menschlichen Lebens, der der Erhaltung der physischen Existenz einerseits und dem Gewinn von Identität andererseits dient (vgl. Petzold, Heintz dieses Buch, S. 180), ist in besonderer Weise mit gesellschaftlichen Normen und Sanktionen verbunden

und nimmt im Sozialisationsgeschehen einen hohen Stellenwert ein. Hinter den Ermahnungen, Geboten, den Vorbildhandlungen der Eltern in bezug auf die Arbeit, steht das Gewicht jahrhundertealter Traditionen. Der Diskurs arbeitender Hände und Gehirne wälzt sich durch die individuellen Biographien und prägt ihnen seine Züge auf. Die persönliche Archäologie, die Rekonstruktion der beeinflussenden Fakten unserer Lebensgeschichte, der die Panoramamethode dient, wird damit eingebettet in die kollektive Archäologie, die Bemühungen um die historische Rekonstruktion (*Foucault 1972*) der Arbeit in unserer Kultur.

Das angeführte Fallbeispiel macht dies in eindrücklicher Weise deutlich. Die angestammte Landwirtschaft, der elterliche Betrieb „trägt sich nicht mehr“. Der Weg des Vaters in die Fabrik ist ein kollektiver Marsch, den tausende von Häuslern und Kleinbauern beschreiten mußten. Die Tochter leidet noch an diesem Bruch, der sich in ihr durch vikarielle Partizipation (*Bandura*) in subtiler Weise mitvollzog. Wir sind vom persönlichen Schicksal unserer Familien und den Einbrüchen epochaler Veränderungen nicht abtrennbar, auch wenn wir mit den Ereignissen unmittelbar nichts zu tun zu haben scheinen.

In der Psychotherapie werden wir immer häufiger mit Störungen aus der Arbeitswelt konfrontiert — zumindest wenn wir bereit sind, auf diesen Bereich hinzuschauen. Wir fassen unter dem Begriff der „Störung“ alle Einflüsse, die einen organischen und sinnhaften Ablauf von Lebensvollzügen negativ beeinflussen (im Sinne von Deformation, Verwirrung, Ver-rückung, Verhinderung)¹⁾

Es können darunter auch qualitative Veränderungen im historischen Kontinuum gefaßt werden. Das Arbeitspanorama ist ein diagnostisch-therapeutisches Instrument, das zu den individuellen Störfaktoren der Biographie (hier im Hinblick auf die Arbeit) einen Zugang vermittelt, das aber auch dem Klienten Dimensionen der Reflexion auf den gesamtgesellschaftlichen und historischen Hintergrund bietet. Es wird damit eine Möglichkeit persönlicher und übergreifender *Hermeneutik* eröffnet, indem die persönliche Geschichte der Arbeit aus Geschichten und Szenen der Biographie lebendig werden können, die wiederum ein Stück Zeitgeschichte sind. So wird es dem Gestalter und Betrachter des Panoramas möglich, das Verhältnis, das er zur Arbeit hat, zu erfassen, um darüber hinaus vielleicht zu *seinem* Begriff von Arbeit vorzudringen und in einer weiteren Überschreitung ihn als Begriff seiner Zeit zu verstehen, den er bejahen, verneinen oder abändern kann. Es wird mit

1) Wir verwenden damit einen weiter gefaßten Störungsbegriff als den, den *Schwendter* (dieses Buch S. 40f) in der Kritik unseres Aufsatzes bei uns annimmt.

der Panoramatechnik gleichzeitig eine neue Methode der Datenerhebung und der therapeutischen Intervention vorgestellt, die theoretisch in den Rahmen der integrativen Therapie eingebettet ist, wie sie von Petzold im Rahmen des „Fritz Perls Instituts“ entwickelt wurde, eine Methode qualitativer Analyse, ein Instrument der Aktionsforschung (Petzold 1983), in der Forschung und Intervention nicht getrennt sind und der Klient zum „Mitforscher“ wird (Moreno 1941).

2. Fallbeispiel

Josef, 67 Jahre alt, sitzt vor seinem Arbeitspanorama, das in einer Gruppe älterer Menschen, die Probleme mit dem Ruhestand hatten, angefertigt wurde (dieses Buch S. 427ff). Er hatte zuletzt in einer Schuhfabrik als Verwalter des Materiallagers gearbeitet. Sein Vater war Gerber. „Der hat sich mühevoll sein Brot verdient. Es war eine harte Arbeit, die schweren Häute zu bereiten. Damals gab es dafür noch keine Maschinen. Er war nicht sehr stark. Er hat sich wirklich gequält, und krank werden durfte er nicht. Dann gab's nichts zu beißen. Hier — er zeigt auf sein Bild — ist die Gerberei. Wir sind als Kinder nicht gern dahingegangen. Das stank so. — Hier mußten wir alle Holz für den Winter machen. Ich habe mir geschworen: Gerber werde ich nicht. Das Bild da zeigt meine Lehrstelle. Ich bin zu einem Schäftemacher in die Lehre gegangen. Bin also beim Leder geblieben. Nach der Lehre bin ich herumgezogen. Da war ich in Braunschweig in einem Betrieb. Und dann ein paar Jahre in Nürnberg. Hier, dieses Bild zeigt meine eigene Werkstatt. Das Geschäft geht schlecht. Es ist ein aussterbender Beruf. Das habe ich bald gemerkt. Ich war der letzte Schäftemacher in Düsseldorf. Eine Rarität. Ich habe ein paar Jahre für das Opernhaus gearbeitet, für die Kostümabteilung. Das war ein leichtes Brot. Ich kam mir oft richtig schlecht vor. Das Geld für das bißchen Arbeit! Na ja, die Quittung habe ich bekommen. Es war nicht mehr genug Arbeit für mich da. Ich mußte dann in die Fabrik. In eine Schuhfabrik. Nach 25 Jahren als Selbständiger. Das war bitter. An der Maschine stehen. Der Lärm und das Tempo. Das war nichts für mich. Das war keine Arbeit mehr. Das hat mich auch krank gemacht. Ich habe dann zum Glück vor der Rente das Lager gekriegt. Das war ein ruhiger Job. Wenn ich so zurückschaue, ich war gerne Schäftemacher. Ein weicher, glatter Stiefelschaft unter der Hand, das fühlt sich gut an (macht eine Bewegung, als ob er mit den Händen über das Leder streicht). Mein Vater hat das Leder noch von Hand geglättet. Das gibts heute nicht mehr. Ist schon seltsam, einen ausgestorbenen Beruf zu haben.“

Interpretative Auswertung

Das Beispiel macht in vielfältiger Weise die Verschränkung von persönlicher Lebensgeschichte und geschichtlicher Entwicklung mit ihren Implikationen für das Konzept von Arbeit deutlich. Die Arbeit des Vaters wird als Mühsal empfunden. Eine schicksalgegebene Notwendigkeit, der der Junge enttrinnen möchte, aber er kann sich nicht ganz aus dem Bezug des Vaters lösen, er „bleibt beim Leder“, verarbeitet das veredelte Produkt. Sein Beruf wird Opfer der veränderten Konsumgewohnheiten einerseits und der veränderten Produktionsmöglichkeiten durch fabrikmäßige Herstellung andererseits. Die exklusive Arbeit für das Opernhaus kann nicht als „wirkliche Arbeit“ angenommen werden. Josef reagiert mit Schuldgefühlen. Seine Tätigkeit grenzt für ihn fast schon an Müßiggang, für den er „die Quittung“ erhält: belastende Tätigkeit an der Maschine, die nicht mehr als Arbeit erlebt wird, weil sie nicht mehr selbstbestimmt ist, sondern fremdverfügt vom Tempo der Maschine diktiert wird, und weil sie keinen Bezug zum Geschaffenen mehr zuläßt. Es ist keine Zeit mehr da, über einen glatten, wohlgelungenen Schuh zu streichen. Es sind zu viele Schuhe, um zum Einzelstück noch einen Bezug zu haben. Die Lagerverwaltung weist wieder ein neues Arbeitsverständnis auf. Es ist ein „ruhiger Job“, eine Tätigkeit, in die man sich nicht investiert und deren Öde man im Hinblick auf die bevorstehende Pensionierung gerade noch ertragen kann.

Das Arbeitspanorama von Josef spiegelt einen permanenten Bedeutungswandel des Begriffes Arbeit in seinem Leben wider, ein Phänomen, das sich in vielen Arbeitspanoramen der Gruppe fand, und das von den Teilnehmern auch erkannt und benannt wurde. Es entwickelte sich eine Diskussion, die zur Grundlage des Selbstverständnisses der eigenen Tätigkeit in der Pensionierung wurde, in einem Leben „ohne Arbeit“. Dabei erkannten die Teilnehmer im Hinblick auf die Vielzahl der Tätigkeiten in ihrem Alltagsleben, daß sie durchaus „vollbeschäftigt“ waren und Unzufriedenheit häufig daraus erwuchs, daß sie dieses Tun aufgrund ihres Vorverständnisses nicht als sinn- und wertvolle Arbeit zu werten vermochten.

Deutlich wurden in der Art der Darstellung auch geschlechtsspezifische Differenzen bzw. die Einflüsse spezifischer Sozialisationsfelder. Bei stark religiös bestimmten Teilnehmern zeigte sich deutlich die im jüdisch-christlichen Denken wurzelnde Polarität von Arbeit und Muße. Die Arbeit wurde als Mühe (1 Mose 3,17) gesehen, der Feiertag wurde geheiligt. Auch Konzepte wie „standesgemäße“ und „niedere“ Arbeit wurden deutlich: „das ist keine Arbeit für dich“ — oder: „den ganzen Tag hinterm Schreibtisch sitzen, das ist doch keine Arbeit“. Die

seit der Antike sich durchziehende Wertung von niederer und höherer Arbeit (das Kriegshandwerk und die Landarbeit) wurde durch *Luther* eingeebnet, mit dem Hinweis, daß vor Gott alle Arbeit gleich sei, solange sie nur im rechten Geist des Dienens und der Demut vollbracht und geduldig als göttliche Prüfung hingenommen werde, ein Arbeitsethos, das sich im sprichwörtlich gewordenen „preußischen Pflichtbewußtsein“ ungebrochen fortsetzte und bis heute in manchen Familien die Haltung zur Arbeit bestimmt.

Auch die Auswirkungen der calvinistischen Prädestinationslehre, die die Auffassung vertrat, daß geschäftliche Erfolge im Diesseits Ausdruck göttlichen Wohlgefallens und ein Zeichen für einen guten Platz im Jenseits seien, lassen sich in Arbeitspanoramen feststellen. Es führte diese Doktrin bekanntlich vor allem in Nord-West-Europa und, vermittelt durch die Pilgrim Fathers, in den USA zu einem ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung, der auf die rastlosen Arbeitsanstrengungen der Gläubigen zurückgeführt werden konnte (*Weber* 1904). Von diesem Standpunkt aus war natürlich jemand, der ein beschauliches Leben genoß, ein unmoralischer Zeitgenosse, ein „Faulpelz und Tunichtgut“.

Im Zuge der industriellen Revolution rückte die Arbeit — zunehmend in Form abhängiger Lohnarbeit — immer mehr in den Mittelpunkt der menschlichen Existenz. Eigenständige Erwerbsformen verloren ihre Basis, und die Betroffenen mußten ihre Arbeitskraft als Ware in industrialisierte Produktionsprozesse einbringen. Die beiden angeführten Beispiele lassen dies deutlich erkennen und zeigen auch, daß dieser Prozeß keineswegs abgeschlossen ist — die Mikroprozessoren leiten gerade eine neue Welle in dieser Entwicklung ein. Nachdem über lange Zeit die Arbeitnehmer den Arbeitgebern, den Besitzern der Produktionsmittel, hilflos ausgeliefert waren, (der Vater von Josef durfte nicht krank werden, damit er seinen Arbeitsplatz nicht verlor), wurden durch das Erstarken der Sozialdemokratie und die Entwicklung der Gewerkschaften die Arbeitnehmer in größerem Umfang gesichert, bis hin zum Konzept des „Rechtes auf Arbeit“. Arbeit wurde in diesem scheinbar gesicherten Kontext durch Philosophie und Anthropologie als Mittel zur Selbstbefreiung und zur Humanisierung der menschlichen Existenz gesehen (vor allem aufgrund der Möglichkeiten, mit Hilfe der Technik Naturzwänge zu überwinden). Eine Auffassung, die letztlich aber die Mechanismen der Ausbeutung von menschlicher Arbeitskraft und der Entfremdung und das Faktum der Ausbeutung ökologischer Ressourcen verschleierte.

Erst durch die Gesellschaftskritik der sechziger und siebziger Jahre wurden die Nachteile der sozialen „Leistungsgesellschaft“ aufgezeigt

und eine Humanisierung der Arbeitswelt gefordert. Es wurde aufgezeigt, daß alle Aspekte des Lebens, z. B. Bildung und Freizeit, in den Dienst der Arbeit gestellt bzw. ihr unter- und nachgeordnet wurden und unter dem Druck zahlloser „Sachzwänge“ sowie durch die Vermarktung buchstäblich jeder Lebensaktivität sich Inhumanität und Sinnlosigkeit breit machte. Es entstand eine Gegenwirkung, die nach Öko-Nischen suchte, um „von der Basis her“ wieder selbstbestimmte Arbeit und damit wieder sinnvollere Existenz zu ermöglichen (vgl. *Huber 1979*). Es ist ein Allgemeinplatz, daß Arbeit untrennbar mit der Geschichte der Menschheitsentwicklung verbunden ist; dennoch besteht nur wenig Bewußtheit („*awareness*“) für die sich ständig wandelnden Kontexte, Bedeutungszusammenhänge und Sinnzuschreibungen des Begriffes Arbeit, dies vor allem bei der Mehrzahl der Betroffenen, den Arbeitenden selbst. Das Arbeitspanorama bietet die Möglichkeit, jenseits der Abstraktion politökonomischer Analysen in der Darstellung der eigenen Arbeitsgeschichte und ihrer gemeinsamen Reflexionen in der Gruppe, über die Aspekte des individuellen Schicksals hinaus, die Wandlungen und die Verschiedenheit der historisch gewachsenen Bedeutungspotentiale des Begriffes Arbeit (*Riehl 1861*) bewußt und damit diskursfähig zu machen. Das Potential, das in der Verschiedenheit der Gruppen liegt, die nach dem Prinzip „Heterogenität ohne Extrempositionen“ (*Petzold, Berger 1978*) zusammengestellt werden, bietet ausgezeichnete Möglichkeiten, die Differenziertheit und Komplexität des Problems erfahrbar zu machen.

Arbeit im Kontext der Sozialisation

Das Arbeitspanorama dient der Rekonstruktion der individuellen Sozialisationserfahrungen mit der Arbeit. Es ist hierzu in besonderer Weise aufgrund der Tatsache geeignet, daß in unserem Ansatz Sozialisation als die „*Internalisierung von Szenen und Szenensequenzen*“ verstanden wird (*Petzold 1982*). Der wahrnehmungs- und handlungsfähige Leib nimmt die Geschehnisse um sich herum und in sich zugleich wahr und speichert sie als Konfiguration von Eindruck und Reaktion, die sich szenisch konkretisieren. „Die Szene ist eine raumzeitliche Konfiguration, das Zusammenspiel von Kontext und Kontinuum. Sie spielt immer im Hier und Jetzt; aber sie hat auch Geschichte und Zukunft“ (*ibid.*). Durch die Verinnerlichung der Szenen und Stücke und der in ihnen gespielten Rollen über die Lebensspanne hin geschieht die Veränderung des Individuums einerseits und wird eine gewisse Stabilität andererseits gewährleistet. „Die im lebensgeschichtlichen Kontinuum erlebten Szenen sind keine Wirklichkeit, die einmal war und dann wieder

erlischt, sondern Wirklichkeit, die sich als ‚eingeprägte Szenen‘ fort-schreiben“ (ibid.).

Diese Kontinuität und Permanenz gibt uns einerseits Verhaltenssicherheit, zum anderen kann sie aber, sofern sie für die gegenwärtigen Anforderungen des Lebens nicht mehr angemessen oder dysfunktional ist, auch ein Hindernis darstellen, das sich zu schwerwiegenden Störungen ausweiten kann, sofern die Prozesse der Integration und Krea-tion, der „kreativen Anpassung“ (*creative adjustment*, Perls et al., 1951) und der „kreativen Veränderung“ (*creative change*, Petzold 1970) behindert werden. Ein ausgewogenes Verhältnis von Stabilität und Veränderung ist für einen gesunden Lebensvollzug — von Extremsituationen abgesehen — erforderlich. Sozialisation als „interaktionaler Prozeß, durch den das Verhalten aufeinander einwirkender Systeme (von denen zumindest eines als personales System ausgewiesen werden muß), entlang eines zeitlichen Kontinuums verändert wird“ (Petzold, Bubolz 1976) und zwar lebenslang, der aber gleichzeitig auch auf der Abspeicherung der Geschehnisse basiert, die die Interpretations- und Verhaltensraster für neue Situationen bereitstellen, ist demnach ein Geschehen von höchster Komplexität.

An diesen Prozeß ist insbesondere das Kind ausgeliefert, weil seine Rückwirkungsmöglichkeiten auf die Struktur der Szene, auf die Anordnungen in den Szenenfolgen, auf die Stücke, die gespielt werden, und auf die Art, wie sie gespielt werden, relativ gering sind. Sicher, auch das Kind wirkt sozialisierend auf seine Eltern und die übrigen So-zialisationsinstanzen zurück und verändert sie, jedoch ist das Maß der aktiven Partizipation im Sinne einer bewußten Beeinflussung und Steuerung nicht sehr groß. Der erwachsene Mensch hat die Möglichkeit, die Bedingungen, die verändernd auf ihn einwirken, in der Regel zu beeinflussen, sofern er sich ihrer bewußt ist. Er ist als Akteur jeweils konstitutiver Bestandteil der Szenen, in denen er spielt, und deshalb liegen auch mehr Veränderungsmöglichkeiten in seinen Händen.

Die Prägung, die das Kind durch die Welt der Erwachsenen im Hin-blick auf seine Haltung und Einstellung zur Arbeit erfährt, ist von viel-fältigen Variablen abhängig. Elternhaus, Schule und Milieu sind die bestimmenden Einflußbereiche. Es gibt nicht viele empirische Arbeiten über die „antizipatorische berufliche Sozialisation“ (vgl. van Maanen 1976; Heinz 1980). Vorliegende Studien zeigen aber, daß eine massive Fremdbestimmtheit der Berufswahl gegeben ist. Bednarz (1978) zeigt in seiner Übersicht von Untersuchungen zur „Freiheit der Berufswahl“, daß die meisten Jugendlichen nach Abschluß ihrer Lehre oder nach längerer Berufstätigkeit der Auffassung sind, daß sie in die jeweilige Berufsausbildung kanalisiert wurden. Das *Autorenkollektiv* des DGB-

Literaturberichts „Berufliche Sozialisation“ (1973) betont denn auch die Bedeutung der vorberuflichen Sozialisation in der Familie, durch die Interpretationsmuster zur Bewertung von und zum Verhalten in Arbeitssituationen vorbereitet werden. Die Rekonstruktion des Verhältnisses von Individuen zu ihrer Arbeitstätigkeit wird deshalb von der Autorengruppe — sie bezieht sich dabei auf psychoanalytische Konzepte — als wesentlich angesehen (1973, 156). Ihre hypothetisch formulierten Annahmen, daß aus dem unterprivilegierten Arbeitermilieu z. B. ich-schwache und mit einem rudimentären Über-Ich versehene Arbeitskräfte hervorgingen, die stabile Arbeiterschicht ein rigides Über-Ich hervorbringe usw., lassen sich mit der Methode des Arbeitspanoramas gut überprüfen, da dieses die familiären Sozialisationsbedingungen sehr klar darstellt.

Nach unseren Erfahrungen können allerdings derartig verkürzende Erklärungsmodelle nicht bestätigt werden, sondern es werden multimodale, komplexe Theorieansätze nahegelegt (vgl. z. B. *Lempert, Franzke* 1976), die die Vermaschung von Persönlichkeitsmerkmalen (von Kindern und beiden Eltern), von Familiendynamik, gruppenspezifischen Wertbindungen und Traditionen usw. berücksichtigen. Die Untersuchungen von *Rodgers* (1973) und *Bertram* (1978) zeigen, daß neben der *Interaktionsstruktur* des Familiensystems (z. B. gegenseitige Erwartungen, Freiheitsgrade, Zusammengehörigkeitsgefühl) und seiner *Organisationsstruktur* (z. B. Familiengröße, Wohngröße, Berufstätigkeit) auch die *psychosozialen Strukturen* (Verhaltensstile der Familienmitglieder) nachhaltigen Einfluß haben. *Trudewinds* (1975) differenzierte Untersuchung zur Identifizierung der an der Genese der Leistungsmotive beteiligten Umwelteinflüsse weist zwei ihrer drei Hauptdimensionen als auf das Familiensystem bezogen aus: die *Anregungsdimension* (Weite des Erlebnishorizontes, Stimulation durch Ausstattung der häuslichen Umwelt, Hilfe und Förderung bei den Schularbeiten, soziale Kontakte, Intensität und Güte der Spracherziehung) und die *Leistungsdruckdimension* (Anspruch der Eltern an die schulischen Leistungen des Kindes, Maßnahmen der Eltern zur Erzielung „guter“ Leistungen beim Kind, Sanktionsverhalten der Eltern, frühe Erziehung zur Entlastung der Eltern).

Für die psychotherapeutische Arbeit mit Problemen aus der Arbeitssozialisation wird es notwendig, diese komplexen Zusammenhänge mit dem Klienten erlebnisnah zu explorieren, d. h. die szenischen Kontexte und ihre emotionalen Besetzungen in den Blick zu nehmen. Dies durch umfängliche Fragebogenuntersuchungen zu erreichen, schließt sich aus. Es fehlt überdies an Untersuchungsinstrumenten, die in der

erforderlichen Breite ansetzen. Die verbale Exploration anhand von Leitdimensionen stößt gleichfalls auf Schwierigkeiten, die vorhandene Komplexität zu erfassen. „Quer-Effekte“ (Kohn 1977, III) zwischen den väterlichen Berufserfahrungen und mütterlichen Erziehungsstilen, die erhebliche Abhängigkeit des mütterlichen Erziehungsverhaltens von der Bildungs- und Arbeitssituation des Vaters (Steinkamp, Stief 1978, 220), die Abhängigkeit der Erziehungs- und Sozialisationspraxis der Väter von ihrer Situation am Arbeitsplatz (z. B. ihr Ausmaß an Handlungsautonomie, vgl. Kohn 1969, Grüneisen, Hoff 1977), die unterschiedlichen Arbeitsstile von Vater und Mutter oder anderer wichtiger Bezugspersonen — all das sind Dimensionen, die eine differentielle Bestandsaufnahme des Sozialisationsmilieus notwendig machen, eine „Kartierung“, die durch den Bezug einzelner Elemente zueinander, durch erkennbar werdende Verweisungshorizonte das miterschließbar werden läßt, was in den — notwendigerweise begrenzten — verbalen Explorationen nicht erfaßt wurde.

In einer solchen *Kartierung* werden die subjektiv bedeutungsvollen Fakten vom Protagonisten selbst niedergelegt. Der Patient selbst ist der Kartograph. Seine bewußten Intentionen fließen in das Kartenwerk dabei genauso ein, wie seine unbewußten Strebungen. Die sich damit ergebenden Verweisungshorizonte können durch die Aufarbeitung mit dem Therapeuten und eventuell mit einer Therapiegruppe Dimensionen erschließen, die zuvor nicht bewußt waren — z. B. die gesellschaftlicher Determinierungen (Vinnai 1973). Nur wenn es gelingt, einen wirklich komplexen Zugang zu den Sozialisationsbedingungen zu gewinnen, kann die wohl wesentlichste Aufgabe dynamisch-orientierter und integrativer Psychotherapie erfüllt werden: Bewußtheit für die aktuellen Sozialisationsbedingungen und für die Wirkung vergangener Sozialisationsinflüsse zu schärfen, damit sie bewußt entschieden, d. h. bejaht, verneint, verändert werden können. Es geht darum, nicht mehr blind die Stücke zu spielen, die Elternhaus, Schule und Kirche einstmals geschrieben haben, sondern sein eigener Autor zu werden (Petzold 1982), obgleich es kaum möglich — und wohl auch gar nicht wünschenswert — sein wird, *alle* Scripts der Vergangenheit (Steiner 1982) zu modifizieren. Die Methode des Arbeitspanoramas bietet für dieses Unterfangen als Instrument der Selbsterfahrung, Diagnostik und Therapie den Klienten und Patienten erlebnisnahe und komplexe Möglichkeiten, Sozialisationszusammenhänge zu erfassen und „den Zwang der Szenen“ zu verändern. Dem Therapeuten und Forscher gibt sie Einblicke in das Lebenskontinuum von Menschen, mit einer Fülle von Material.

Die Panoramatechnik

Die Panoramatechnik wurde von *Hilarion Petzold* (1975, 1982a) auf der Grundlage verschiedener Anregungen (*Iljine* 1963; *Husemann* 1938; *Hugo Petzold* 1935) entwickelt. Sie ist darauf gerichtet, Patienten ihre Lebensgeschichte mit bildnerischen Mitteln darstellen zu lassen, um ihnen durch diese „Kartierung“ eine Übersicht über ihr Leben zu ermöglichen. Im Unterschied zum herkömmlichen psychotherapeutischen *Procedere*, etwa in der Psychoanalyse oder in der Gestalttherapie, in dem *eine* Situation, die belastend wirkt (*Prototrauma*, *unfinished business*), gesucht und aufgefunden wird, indem man gleichsam den Untergrund sondiert, eine Bohrung niederbringt, wird in der Gestaltung der *gesamten Lebensspanne* auf eine „Synopsis“ abgezielt. Der Klient erhält eine Einstimmung: er soll Jahr um Jahr zurückzählen bis zum Tag seiner Geburt und dann noch einmal neun Monate bis zum Punkt seiner Zeugung und wird aufgefordert, die Geschehnisse seines Lebens wie in einem Panorama von seinem Anfang bis zur Gegenwart und darüber hinaus bis an sein Lebensende, so wie er es sich vorstellt, zu zeichnen.

Das Einstimmungshypnoid reduziert die Widerstände und führt dazu, daß neben den bewußt intendierten Ereignissen unbewußtes Material über das Medium der Form und Farben in das Bild einfließt. Das *Medium* wird mit intendierten und nicht intendierten Inhalten „geladen“ (*Petzold* 1977c; 1983a). Es wird damit die Chance geboten, im Betrachten des spontan Geschaffenen nach der Fertigstellung des Panoramas aus einer „*involvierten Distanz*“ Zusammenhänge zu entdecken, die bislang noch nicht bewußt waren. Das Synopsis-Prinzip besagt, daß das Gesamt von Eindrücken und Informationen mehr und etwas anderes ist als die Summe von Teilinformationen (*Petzold* 1974, 303ff.). Es werden Kontext und Kontinuum des persönlichen Lebens plastisch.

Der „Lebensweg“ stellt sich nicht als Aufreihung unverbundener Einzelereignisse dar, sondern seine Iterationen werden als Textur erlebt, deren Muster und Regelmäßigkeiten ins Auge springen und deren Sinn sich dem Betrachtenden ganzheitlich enthüllt. Das Lebenspanorama ist selbstexplikativ, weil es in der ursprünglichen Gegebenheit des Lebens selbst wurzelt. Die Gestalt des Lebenspanorams tritt ein in die immanente Reflexivität des Lebens. Der Mensch schaut hin, und „das Wissen ist da, es ist ohne Besinnen mit dem Leben verbunden“ (*Dilthey* VII, 18; vgl. *Misch* 1930). Das Lebenspanorama eröffnet einen hermeneutischen Zugang zur eigenen Biographie (*Flach* 1970). Diese wird als eigene, als ganze erfahren, eingebettet in den historischen und sozialen

bzw. sozio-ökonomischen Rahmen. Die „Struktur des Lebens“ wird zugänglich, wie ein Text, der durchdrungen und als ganzer erfaßt wird, auch in den Teilen, die an der Einheit der Bedeutung partizipieren.

Das Lebenspanorama verbindet seinen Schöpfer, der es hier-und-jetzt betrachtet, mit seiner Vergangenheit und seinem eigenen Zukunftsentwurf, mit der Gewißheit seines Anfangs und seines Endes, mit der Lebensspanne, dieser Strecke Zeit, die sich aus dem Strom der Geschichte in Zeugung und Geburt ausgliedert und individuelle Identität begründet. Es bringt ihn in Berührung mit dem Leben selbst, das sich aus dem Strom des Lebens, der die Evolution durchfließt, aus der *chair commune* (Merleau-Ponty 1969) leiblich ausgegrenzt hat; jedoch diese Ausgrenzungen sind nicht gleichbedeutend mit dem Verlust der Verbundenheit, denn Grenze ist Abschattung und Berührung zugleich, und nur aus diesem Paradoxon wird *Verstehen* als das sinnhafte Erfassen der „Einheit in der Vielfalt“, der Fülle des Ganzen und der Würde der Teile möglich.

Dilthey hat das, was im Prozeß des Lebenspanoramas geschieht, der ja auch in die Zukunft ausgreift über das individuelle Leben in das epochale, treffend beschrieben: „Wir erfassen die Bedeutung eines Momentes der Vergangenheit. Er ist bedeutsam, sofern in ihm eine Bindung für die Zukunft durch die Tat oder durch ein äußeres Ereignis sich vollzog ... Der einzelne Moment (hat) Bedeutung durch seinen Zusammenhang mit dem Ganzen, durch die Beziehung von Vergangenheit und Zukunft, von Einzeldasein und Menschheit. Aber worin besteht nun die eigene Art dieser Beziehung vom Teil zum Ganzen innerhalb des Lebens? — Es ist eine Beziehung, die niemals ganz vollzogen wird. Man müßte das Ende des Lebenslaufes abwarten und könnte in der Todesstunde erst das Ganze überschauen, von dem aus die Beziehung seiner Teile feststellbar wäre. Man müßte das Ende der Geschichte erst abwarten, um für die Bestimmung ihrer Bedeutung das vollständige Material zu besitzen. Andererseits ist das Ganze doch nur für uns da, sofern es aus den Teilen verständlich wird. Immer schwebt das Verstehen zwischen beiden Betrachtungsweisen. Beständig wechselt unsere Auffassung von der Bedeutung des Lebens. Jeder Lebensplan ist der Ausdruck einer Erfassung der Lebensbedeutung. Was wir unserer Zukunft als Zweck setzen, bedingt die Bestimmung der Bedeutung des Vergangenen.“ (*Dilthey* Bd. VII, 233).

Die Lebensbilderschau in der Todesstunde ist in der Tat ein letzter Versuch, „sich selbst im Lebensganzen zu verstehen“ (*Hugo Petzold* 1935; vgl. *H. G. Petzold* 1981). Im Lebenspanorama ist der Vorentwurf konkretisiert, indem die Wünsche, Befürchtungen, Hoffnungen,

soweit sie bewußt sind, gestaltet werden und, soweit sie unbewußt sind, miteinfließen. Das Konzept des Unbewußten und das gestaltpsychologische Konstrukt der „guten Kontinuität“, d. h. der Scripts, Lebensstile, Wiederholungszwänge, Handlungsmuster, fügt der Betrachtungsweise *Diltheys* neue Dimensionen hinzu, und noch etwas: Der Betrachter steht in seinem hermeneutischen Prozeß nicht alleine. Das Lebenspanorama ist nicht nur Autobiographie, die von anonymen Lesern gelesen wird, es wird in den therapeutischen Diskurs gestellt, Gegenstand der Korrespondenzprozesse in der Gruppe (*Petzold* 1978), die den Prozeß der individuellen Sinnfindung bereichern, vertiefen und zu transzendieren vermögen. „Nicht nur gelegentlich, sondern immer übertrifft der Sinn eines Textes seinen Autor. Daher ist Verstehen kein nur reproduktives, sondern stets auch ein produktives Verhalten“ (*Gadamer* 1975, 208).

Das Lebenspanorama und damit das Leben selbst wird also als Text aufgefaßt, bei dem Autor, Leser, Interpret und Kritiker koinzidieren; aber es ist ein Text, der weder allein geschrieben noch allein gelesen wird. Die Mutter führt die Feder, der Vater wendet die Seiten, die Stücke, die wir morgen aufführen, wurden vorgestern geschrieben, und an den Aufführungen wirken Spieler mit, die ihre eigenen Stücke einbringen, eine Komplexität, die sich der individuellen Sinnerschließung weitgehend entzieht. Hier stoßen wir an die Grenzen der persönlichen Hermeneutik (*Habermas* 1977, 290ff.), die nur durch die kollektive Korrespondenz der Gruppe überschritten werden kann. Die Vielzahl der gegebenen Horizonte kann nur gemeinsam verstanden werden. Ihr Sinn wird nur im *Konsens* greifbar.

Der hermeneutische Prozeß, sich selbst im Lebensganzen verstehen zu lernen und damit das Lebensganze zumindest ahnend zu erfahren, wird letztendlich zu einer sich wiederholenden Grenzerfahrung, die vielleicht das eigentliche Wesen des hermeneutischen Zirkels ausmacht, und die ich nur aushalten kann, wenn ich in ihr die anderen berühre, die für sich und mit mir in diesen Prozessen stehen, die nichts anderes sind als das Leben selber.

Das Arbeitspanorama

Das Lebenspanorama als Methode zielt auf die Dimensionen des *ganzen Lebens* ab. Das Arbeitspanorama ist eine von vielen Möglichkeiten „themenspezifischer Panoramen“. In diesen wird eine bedeutsame Dimension des Lebens im zeitlichen Gesamtverlauf herausgearbeitet: meine Erfahrungen mit Partnerschaft (*Matthies* 1981), mit Alter, Krankheit und Sterben (*Petzold* 1981), meine Geschichte mit Freund-

schaft, meine Geschichte mit Ablehnung, usw. Die themenspezifischen Panoramen werden von den ersten unmittelbaren oder mittelbaren Eindrücken, die das Thema in der Erinnerung hinterlassen hat, angelegt und überschreiten wiederum den Moment der Gegenwart in einen Zukunftsentwurf hinein. Das Panorama meiner Freundschaften z. B. ermöglicht mir einen *Vorgriff* durch die Linie der „guten Kontinuität“, die Wiederholungen meines Beziehungsverhaltens, meiner Erfahrung mit Freunden, und es drücken sich in ihm weiterhin meine Wünsche, Sehnsüchte und Ängste aus. *Das spezifische Thema ist eingebettet in den Lebenszusammenhang.* Es behält, selbst wenn es zeitlich umgrenzt ist (z. B. das Panorama meiner Erfahrungen in der psychotherapeutischen Ausbildungsgruppe, *Eilenberger 1979*) oder thematisch eingeschränkt ist, das Lebenspanorama als Hintergrund.

Es ist ausschließlich die Tatsache der *Anwesenheit* dieses Hintergrundes, durch die themenspezifische Panoramen sinnvoll werden. Die Fokussierung auf ein Detail schmälert das Ganze nicht. Es läßt die Fülle des Details hervortreten und enthüllt so den Reichtum des Ganzen. Das Arbeitspanorama als Repräsentation der Erfahrungen des Menschen mit Arbeit wird Ausdruck seines *ganzen Lebens*, Ausdruck der kollektiven Wirklichkeit von Arbeit in seiner Klasse, in seiner Schicht, in seinem kulturellen Raum. Wie im Hologramm (*Franson 1972; Ferretti 1977*) ist im Detail das Ganze noch enthalten, und die Fokussierung der Bewußtheit (*awareness*) auf das Detail läßt immer wieder für Protagonist, Therapeut und Gruppe ein Bild des Ganzen entstehen. In den Strukturen des Themas, etwa dem *Zwang*, eine Arbeit exakt auszuführen, verbergen sich die Strukturen anderer Themen. Das Moment des Zwanges generalisiert sich durch die Themen Erziehung, Sexualität, Freizeit usw. Es hält sich nicht in einer Ebene auf oder an einem Punkt des Kontinuums. Im Arbeitspanorama zeigt sich nicht nur *eine* Situation zwanghaften Arbeitens, hoffnungsloser Überforderung, sondern die Ereignisse werden in ihrer Wiederholung sichtbar, in unübersehbarer, unentrinnbarer Deutlichkeit. Wenn, um ein Beispiel zu nennen, in einem Arbeitspanorama, das den Zeitraum von 30 Jahren abdeckt, an fünf verschiedenen Zeitpunkten Augen oder augenähnliche Gebilde dargestellt sind — und zwar nicht vom Patienten intendiert —, so wird unübersehbar, daß der prüfende, bewertende, überwachende Blick (der Mutter oder des Vaters) eben nicht nur in den historischen Szenen tatsächlicher Kontrolle, denen das Kind ausgesetzt war, wirksam ist, sondern daß seine unsichtbare Anwesenheit auch in späteren Phasen des Lebens nichts von seiner Strenge eingebüßt hat.

3. Fallbeispiel

Wir zeichnen in einer Supervisionsgruppe das Arbeitspanorama. Ein achtundzwanzigjähriger Wohngruppentherapeut stellt in seinem Bild Arbeitssituationen so dar, daß die an ihnen beteiligten Personen immer kreisförmig angeordnet sind und dies vier-, fünf-, sechsmal. Es wird auf diese Weise die Wiederholung einer bestimmten Szene deutlich: eine Heimarbeiterfamilie, die, um den großen Küchentisch versammelt, Kuckucksuhren zusammenbaute. In den anderen Szenen des Panoramas hatten sich die Kulissen gewandelt, die Kostüme wurden ausgewechselt, doch die Struktur der Ursprungsszene, dieser Kreis von Menschen, der gezwungen ist, Hand in Hand zu arbeiten, um zu überleben, blieb unverändert. Sie konstituiert sich jeweils neu in allen Teilnehmern an dieser „Ur-Szene“, wohin sie auch verstreut sein mögen, bis daß der „Fluch der Szene“ gelöst ist, d. h. bis daß eine Freiheit gewonnen wird gegenüber der existentiellen Bedrohung, die nur Handgriff in Handgriff überwunden werden konnte. In der Bearbeitung des Arbeitspanoramas wurde deutlich, wie der Protagonist, der in seiner Wohngemeinschaft eine Spielzeugproduktion (sic!) aufgezogen hatte — eine durchaus nützliche Neuerung —, seine Klienten damit völlig überforderte; wie er in Schwierigkeiten mit den Ablösungsprozessen der Klienten geriet und die Ablösung unbewußt und in unguter Weise verhinderte. Das Arbeitspanorama legte seine Geschichte offen. Es zeigte ihn in einer Szene als engagiertes Mitglied eines kleinen südschwarzwäldischen Turnvereins, der für seine hohen Leistungen und Mannschaftssiege bekannt war; sein Leben als junger Mann in der Wohngemeinschaft während des Studiums der Sozialpädagogik: Referate und Prüfungen können nur in Gruppen vorbereitet werden. Nach dem Studium Arbeit in der therapeutischen Wohngemeinschaft für Drogenabhängige. Seine Zukunftsprojektion: in einem Kollektiv leben, in einer Gemeinschaft von alten und jungen Menschen das Leben beschließen. Das sind ansprechende Lebensformen und Perspektiven, nur daß der Protagonist, der sie wünscht, sich gleichzeitig in ihnen eingeengt fühlt, daß sie ihn und die Mitspieler in seinen Szenen immer an die Grenze des Scheiterns führen — nie über diese Grenze, denn vor dem Bruch werden die verfahrenen Situationen repariert. Die Herkunftsfamilie konnte sich den Eklat nicht leisten. Die Reflexion des Arbeitspanoramas läßt den Protagonisten auch erkennen, daß seine Geschwister unter ähnlichen Zwängen stehen. Der Bruder, gleichfalls Sozialarbeiter, heiratet in einen kleinen ländlichen Familienbetrieb. Die Schwester hat zwei behinderte Kinder angenommen.

Das Arbeitspanorama läßt die Atmosphäre des Druckes und der Angst wieder entstehen. Es wird den Teilnehmern in der Gruppe deut-

lich, in welcher Weise der Protagonist auch in der Supervisionsgruppe seine Szene konstellierte und unmerklich einen Druck erzeugt hat, ein verbissenes Arbeiten, das ihm und den anderen Teilnehmern verborgen geblieben war.

Das Arbeitspanorama ist selber eine Arbeit. Die zeichnerische Darstellung ist schöpferischer Akt, in dem Imagination, Spuren konkreter Erfahrungen, unbewußte Impulse und rationale Reflexion zusammenfließen, sich artikulieren, in einer Art, die selbst schon eine Aussage zum Thema macht. Das Bild kann „verbissen“ gestaltet werden, es kann überladen sein, weiträumig, eng oder großzügig, kräftig in der Farbe oder blaß. In den Prozeß des Gestaltens wird der ganze Körper, der stumme Bereich der Nonverbalität einbezogen. Die im Gedächtnis des Körpers „gespeicherten“ Erinnerungen, vergessene oder verdrängte Erfahrungen, fließen ein in die Farbwahl, in die Strichführung, in die figürliche oder abstrakte Darstellung, in die Körperhaltungen und Körperbewegungen beim Malprozeß und werden so der anschließenden Bearbeitung leichter zugänglich. Der *Sinn* in den primär-prozeßhaften Verknüpfungen auf der Symbolebene durch Metaphern, Analogien, Bilder wird verfügbar. Der Begriff Arbeit bleibt so nicht nur eine Chiffre, eine Sprachhülse. Er wächst zu einer Fülle des Erlebens, in der beim Gestalten die Szenen plastisch vor Augen treten, Geruchs- und Geschmackswahrnehmungen aufkommen, sich kinästhetische Phänomene beobachten lassen. Der Prozeß der Gestaltung selbst und die Modalitäten der Aufarbeitung in der Korrespondenz der Gruppe ermöglichen das Erfassen der themenspezifischen Kontext-Kontinuum-Dimension und ihrer Hintergründe in anderen Lebensbereichen. Sie machen Zuschreibungen von außen kenntlich, Identifizierungen, die aus dem Kontext kommen: „Das ist typisch seine Arbeit, so arbeitet nur der“ — und sie geben Raum für Identifikationen: „Das ist meine Arbeit, so habe ich immer gearbeitet“. Sie zeigen auf: „So mußt du arbeiten“ und „so will ich arbeiten“ (vgl. *Heinl., Petzold*, dieses Buch, S. 179ff; *Petzold, Mathias* 1982); und damit wird ein Moment von Freiheit gewonnen, eine *Distanz* gegenüber biographischen Zwängen und kollektiven Fremdverfügungen, die die Chance zu Veränderungen birgt.

Zur Praxis der Durchführung

Das Arbeitspanorama kann in der Einzel- und Gruppentherapie erstellt werden. In der Gruppe ist das Stimulierungsniveau häufig höher, die Konzentration dichter als in der Einzelsituation, nicht zuletzt durch die Reichhaltigkeit des angebotenen Materials. Voraussetzung aller-

dings ist eine gute Kohäsion und Vertrauensbasis innerhalb der Gruppe. Die Panoramarbeit verläuft in Anlehnung an das „tetradische System“ (Petzold 1981, 106ff; 1982c, 180ff) in vier Stufen: 1. *Initial- bzw. Einstimmungsphase*, in der die Gruppe vorbereitet und die Instruktion gegeben wird; 2. *Aktions- bzw. Produktionsphase*, in der das Panorama gestaltet wird; 3. *Integrationsphase*, in der das Bild aufgearbeitet wird; 4. *Neuorientierungs- bzw. Transferphase*, in der Konsequenzen aus dem Erlebten und Erkannten für eine Veränderung der Lebensführung gezogen wird. Einstimmungs- und Produktionsphase erfordern ca. anderthalb Stunden, die darauf folgende Vorstellung und Kurzbearbeitung in der Integrationsphase in der Regel 15 Minuten für jeden Teilnehmer. Sie kann aber je nach Gruppensituation und den Bedürfnissen der einzelnen Mitglieder auch weitaus mehr Zeit in Anspruch nehmen. Nach der Kurzbearbeitung können sich in Kleingruppen oder in Nachfolgesitzungen vertiefende Gestaltarbeiten anschließen. An Material benötigt jeder Teilnehmer einen großen Bogen Papier (DIN A 2) oder Tapetenrollen, sowie bunte Wachsmalstifte. Diese sind auch für Ungewübte einfach zu handhaben und erlauben ein breites Spektrum von flächigen Schraffuren bis zur Feindarstellung. Jeder Teilnehmer sollte ausreichend Platz zum Malen haben, am besten auf dem Boden, um den ganzen Körper in den Produktionsprozeß einzubeziehen. Die Gruppengröße sollte in Patientengruppen 8, in Weiterbildungsgruppen 16 Personen nicht überschreiten.

Den Teilnehmern wird mit wenigen Sätzen Sinn, Ziel und theoretischer Hintergrund der Arbeit mit dem Panorama erläutert und die Durchführung erklärt. Im Unterschied zum Lebenspanorama, das mit einem Zurückzählen der Jahre bis zum Zeitpunkt der Geburt bzw. Zeugung ohne weitere inhaltliche Stimulierung die Gestaltung gänzlich „aus dem Schweigen“ heraus geschehen läßt, können themenspezifische Panoramen durch ein kurzes *brain storming* zum Thema eingeführt werden. Die schnell aufeinanderfolgenden Einfälle in der Gruppe fördern den Assoziationsfluß und können verdrängte Vorstellungen und Erinnerungen wachrufen. Je breiter die Assoziationsfelder angelegt sind, desto größer ist die Chance, daß der einzelne das aufgreift, was in ihm anklingt, und desto größer ist auch die Bereitschaft, Unge-sagtes oder vorhandene Lücken auszufüllen. Hat der Therapeut den Eindruck, daß bestimmte Themenbereiche vermieden oder andere übergewichtig werden, kann er gezielt entsprechende Stimulationsworte eingeben. Schon in dieser Vorphase zur Arbeit am Thema können anhand der Assoziationen deutliche Tendenzen in der Grundeinstellung des einzelnen zu Arbeit und Beruf deutlich werden. Nach dieser Vorbereitung erfolgt die eigentliche Einstimmung. Dabei ist es

wichtig, daß die Instruktionen allgemein gefaßt und doch so konkret sind, daß die grundlegenden Arbeitssituationen in der Biographie aller Anwesenden angesprochen werden und doch für den einzelnen genügend Freiraum für die Entfaltung der individuellen Szenen gewährleistet wird. Die Anregung zur Imagination führt die Teilnehmer in eine meditative Grundstimmung, eine *Besinnung*, die sich in eine *Betrachtung* überleitet und bis zur *Versenkung* vertiefen kann (Petzold 1983b). So werden Erinnerungsspuren alter Szenen aktiviert.

Als Beispiel sei die Instruktion mitgeteilt, auf deren Grundlage die Mehrzahl der Fallbeispiele in diesem Beitrag entstanden sind:

„Jeder sucht sich einen Platz im Raum, an dem er für sich sein kann. Lege dein Blatt und deine Stifte vor dich hin. Schließe die Augen und versuche, in Kontakt mit dir selbst zu kommen. Schau auf den Weg deiner Arbeit, deines Berufes, den du bis heute gegangen bist. Beginne mit deinem Arbeitsplatz von heute. Stell dir einen Arbeitsalltag vor, vielleicht gestern oder vorgestern oder irgendeinen in der letzten Zeit. Versuche, deine Gefühle zuzulassen, deine Gedanken, Erwartungen, Befürchtungen, wenn du am Morgen aufstehst und an die Arbeit denkst. Du verläßt das Haus, nimmst den Weg zum Arbeitsplatz. Du betrittst das Gebäude, öffnest die Tür zu den Räumen, begegnest den Menschen, mit denen du arbeitest. Versuche, die Atmosphäre im Raum zu spüren. – Wenn du ein klares Bild vor deinen inneren Augen hast, die lebendige Situation in dir, dann geh den Weg deiner Arbeit und deines Berufes Jahr um Jahr zurück: durch die Ausbildung, das Studium oder die Lehre, die Prüfungen. Achte auf die Menschen, denen du begegnest, und die Orte, an denen du lebst, die Erlebnisse und Ereignisse, die deinen Weg bestimmen, Vorstellungen, Gedanken, Ziele, Wünsche, Hoffnungen, Enttäuschungen, Mißerfolge und Erfolge, alles, was sich damit verknüpft ... Gehe den Weg weiter zurück: Schulabschluß, Schulzeit, Lehrer, Mitschüler, das Schulgebäude, den Weg dorthin. Laß die Gefühle zu diesen Bildern zu. Lust und Unlust, Tadel und Lob, Spiel und Arbeit. Schau weiter auf deine Familie und dein Umfeld. Sieh den Menschen bei der Arbeit zu, *wie* sie arbeiten, Vater, Mutter, Großeltern, Nachbarn, hör auf das, *was* sie zur Arbeit sagen, was sie verschweigen und wie sie das tun. Schau in ihre Gesichter und auf den Ausdruck ihres Körpers. Hör auf die Laute, die ihre Arbeit begleiten, auf die Worte, die sie dir sagen, und die Botschaft, die sie vermitteln. Gehe so weit zurück in deine Kindheit bis zu dem Augenblick, in dem du erstmals erkennst: das ist Arbeit.

Wenn du dort angekommen bist, dann öffne die Augen und nimm eine Farbe, die dir gefällt. Male deinen Weg mit allen Höhen und Tiefen, versuche, das ganze Panorama in den Blick zu bekommen, benutze die Möglichkeiten der Farben und male die Szenen, die deine Einstellung zur Arbeit und deine berufliche Entwicklung geprägt haben. Wenn du willst, kannst du über den heutigen Tag hinaus in die Zukunft gehen und sehen, was dir dein Arbeitsweg noch bringen wird ... Nimm dir dazu so viel Zeit, wie du brauchst. Wenn du mit deinem Bild fertig bist, setze dich ruhig davor und laß es auf dich wirken.“

Die Einstimmung hat zum Ziel, ein Erleben des *ganzen Kontinuums* zu stimulieren, die unbewußte Produktion anzuregen. Es kommt aus diesem Grunde dem Sprachduktus, der Stimmführung und dem Timing Bedeutung zu. Sie müssen genügend Zeit und Raum für *innere Resonanzen* geben.

Nach dem Malen der Bilder in der „Produktionsphase“ und einer anschließenden kurzen Pause, in der die Teilnehmer noch nicht miteinander

der über ihre Erlebnisse sprechen sollen, schließt sich die Auswertungsphase an. Jeder stellt sein Bild in der Gruppe vor und erläutert die wichtigsten Gefühle, Gedanken und Einsichten, die ihm beim und nach dem Malen gekommen sind. Die Dichte und Unmittelbarkeit des Erlebens während der Produktionsphase ermöglicht oft auch verbal gemehnten Gruppenmitgliedern Schilderungen von großer Eindringlichkeit. Die Materialien aus der Arbeitssozialisation nehmen, abhängig von der individuellen Geschichte des Klienten, unterschiedlichen Raum ein. Als Abschluß der Betrachtung empfiehlt es sich zu fragen, was der Klient vergessen oder vermieden habe. In dem Bedürfnis, den Lebenslauf zu „glätten“, werden des öfteren wesentliche „Störfelder“ ausgespart, die sich aber in der Betrachtung des Gesamtbildes artikulieren. Tiefgehende Einzelarbeiten orientieren sich am Ansatz der „Integrativen Therapie“, einer tiefenpsychologisch fundierten Weiterentwicklung der Gestalttherapie, insbesondere an ihrer Methodik der Traumbearbeitung (Petzold 1977c). Die Auswirkungen einer Arbeit mit dem Panorama und die Arbeit an einem Panorama können sich noch über Wochen und Monate erstrecken, indem immer wieder spontan neue Gedanken, Verknüpfungen und Einsichten zum Thema auftauchen.

4. Fallbeispiel (Abb. auf S. 402)

Jutta ist Psychologin. Sie hat sich schon früher mit ihrem komplizierten Verhältnis zur Arbeit auseinandergesetzt, allerdings mit wenig Erfolg. Widersprüchliches in ihrer Einstellung zur Arbeit, in ihrem Verhalten und ihrer Befindlichkeit während der Arbeit ist ihr nicht verständlich und nicht zugänglich. Der rote Faden fehlt. Wir kennen sie als empfindsam, in der Stimmung schwankend und oft unzufrieden mit sich selbst. Heute, nach dem Anfertigen des Arbeitspanoramas, geht es ihr gut, und sie reißt die Gruppe mit. Der erste Eindruck von ihrem Bild vermittelt Freude, Lebendigkeit, Entwicklung und Perspektive. Jutta ist selbst überrascht. „Es ist das bunteste, klarste und inhaltsreichste Bild, das ich je in der Therapie gemalt habe. Arbeit muß mir also doch irgendwo auch Spaß machen,“ stellt sie verwundert fest. „Also, hier unten links (sie zeigt auf ihr Bild) ist der Ausgangspunkt. Jenseits von Gut und Böse schläft das Kind in seinem Bettchen. Es weiß noch nichts von Arbeit und Spiel. Hier sind Spielsachen, und dort ist aber schon die Tafel, und diese Schuhe von meinem Vater, die ich putzen mußte. Und hier meine Oma, die immer riesige Mengen von Kartoffeln für uns geschält hat und Geschirr zum Abwaschen und Abtrocknen. Hier sind die Zahlen, da übt mein Vater mit mir die Zehnerstellen. Ich bin noch ganz klein, so fünf oder sechs, und ich kapiere das

überhaupt nicht. Der hat immer gesagt: „Eine Null ist nichts, aber wenn man sie hinten dranhängt, wird's mehr.“ Ich war verzweifelt. Ich hab gedacht, ich würde verrückt. Ich habe schon mit vier Jahren lesen gelernt. Das hat mir auch mein Vater beigebracht. Lesen war mein großes Vergnügen, aber sobald er gemerkt hat, daß es mir Spaß macht, hat er mir die Bücher weggenommen. Ich sollte ‚was Vernünftiges‘ im Haushalt tun; und da hab ich mich blöd gestellt. Hier (sie weist auf das Bild) der Stapel blauer Bücher. Ich mußte die Schulbücher blau einbinden. So hab ich auch die Schmöcker eingebunden und den ganzen Nachmittag angeblich Schulaufgaben gemacht und in Wirklichkeit gelesen. Nach vielen Büchern und Lehrern kommt dann das Abitur. Da war ich sehr stolz, daß ich das geschafft hab — auch noch mit Bravour, das war sehr wichtig. Dann ging ich zur Uni, und das war nun ganz was Besonderes. Das war einmalig in der Familientradition, das hatte es noch nicht gegeben. — Das habe ich mir erst vor kurzem klargemacht, daß das so ist. Ich habe mir auch Zeit gelassen mit dem Studium, sieben Jahre. Dann geht es durch das große Tor Beruf (zeigt auf das Tor in ihrem Bild). Da bin ich auch schon recht groß und aufrecht, und gleich dahinter kommt das ‚große Geld‘ ... Ich hatte ja die ganze Zeit vom BAföG gelebt.“

T.: „Da ist ja ein Hufeisen. Was hat das mit dir zu tun?“

Jutta: „Ich weiß nicht ... Ich bin in meiner Studentenzzeit geritten ...“

T.: „War das deine glückliche Zeit?“

Jutta: (etwas irritiert) „Das war schön, ja. Und dann kommen auf meinem Bild die vielen Selbsterfahrungs- und Therapiegruppen. Das hier ist meine jetzige Arbeitssituation: die Uhr, das Telefon, Einzelgespräche und diese anonyme Institution Kirche, mein Arbeitgeber, den ich als sehr bedrohlich erlebe. Das ist hier die Zukunft: USA-Aufenthalt. Vielleicht Gemeinschaftspraxis, mal sehn. Es wird ein Regenbogen, farbig, der sich verbreitert, meine Perspektive ... Ich war mir schon seit dem vierzehnten Lebensjahr sicher, daß ich Psychologie studieren wollte.“

T.: „Weißt du, wie du zu dieser Entscheidung gekommen bist?“

Jutta: „Ich habe sehr schlimme Dinge in der Familie erlebt. Ich glaube, ich wollte das alles irgendwie verstehen. Ich war sehr unglücklich. Und Kontakt wollte ich. Davon gab's sehr wenig in meiner Familie. Kontakt und Anerkennung durch die Arbeit.“

T.: „Und wie ist es jetzt für dich?“

Jutta: „Ich bin zufrieden. Mir gefällt mein Bild, wenn ich so meine Laufbahn ansehe.“

T.: „Schau mal auf dein Panorama. Welche Vorbilder hast du in bezug auf deine Arbeit gehabt?“

Jutta: „Das waren im wesentlichen die drei Erwachsenen meiner Familie: meine Oma, meine Mutter, mein Vater. Meine Oma, die steht hier am Tisch und ist von morgens bis abends mit irgendwelcher Hausarbeit beschäftigt, ob das nun Gemüse putzen oder waschen oder putzen oder einkaufen ist. Sie war von morgens bis abends am rotieren.“

T.: „Mit guter oder schlechter Laune?“

Jutta: „Immer ziemlich verkniffen. So nach dem Motto: ‚Arbeit ist Pflicht, das muß man machen, ist furchtbar lästig und ärgerlich, und wehe, wenn nicht alles wie am Schnürchen klappt. Und nie hat man Zeit und man kommt zu nichts.‘ Sie war immer am stöhnen, wieviel Dreck wir machen, wieviel Arbeit sie mit uns hat (mit meiner Schwester und meinen Eltern) und wie sie sich aufopfert Tag für Tag und es ihr nicht gedankt wird. Daß es sich tatsächlich so verhielt, konnte ich tagtäglich beobachten. Auch an mir. Sie wurde nicht nur nicht anerkannt, sondern mußte auch noch ihre Rente an meinen Vater abliefern.“

Meine Mutter hat als Verwaltungsangestellte im Amtsgericht gearbeitet. Sie ging jeden Morgen schön angezogen aus dem Haus. Ich erinnere mich an Abschiede, Küßchen und Puderduft. Ich konnte von meinem Bett aus den Frisiertisch sehen, wo sie sich fertig machte, die Lippen ein bißchen anmalte und so. Ich habe sie als kleines Mädchen manchmal am Arbeitsplatz besucht. Da lagen staubige Aktenberge, und ich durfte überall herumstöbern. Und dann die Schreibmaschine, die hat mich immer fasziniert. Die anderen Leute dort, vor allem die älteren Männer, waren immer sehr nett zu mir, und ich dachte mir, daß meine Mutter sicher eine sehr beliebte und wichtige Person dort ist, was im größten Widerspruch zur Situation zu Hause stand. Deshalb hat sie, glaub ich, ihre Arbeit auch gern getan, weil sie dadurch raus kam, andere Menschen sah und anerkannt wurde. Aber sie durfte es nie zugeben, weil mein Vater dann sehr eifersüchtig wurde. Zu Hause stöhnte sie dann über Kopf- und Kreuzschmerzen, die mein Vater abfällig kommentierte: ‚Bilde dir bloß nichts ein auf dein bißchen Schreibmaschine. Du sitzt doch den ganzen Tag nur rum. Wovon bist du eigentlich müde‘. Aber er liebte das Geld, das sie jeden Monat nach Hause brachte, über das sie keinerlei Verfügung hatte oder geltend machte. Ein paar ‚unerlaubt‘ gekaufte Schuhe waren Anlaß zu einem monatelang dauernden Krach. Hausarbeit hat meiner Mutter keinen besonderen Spaß gemacht, aber sie hat trotzdem gescheuert, bis alles blitzte. Kochen tat sie gern und sehr gut. Das habe ich von ihr gelernt.

Mein Vater hat viel vom Arbeiten erzählt, von früher, oder was er alles machen würde, wenn ... Aber zu Hause habe ich nicht viel davon gesehen. Er hat sich immer ganz schön bedienen lassen. Er hat immer

davon geträumt, daß ihm mal der ganz große Wurf gelingt, daß er was Tolles erfindet oder so (er ist Techniker gewesen) und daß er dann reich und berühmt wird. Aber die Wirklichkeit war, daß er oft zu Hause war, arbeitslos oder krank. Er hatte was am Magen. Oder er hat sich mit seinem Chef angelegt, weil er sich keine Vorschriften machen lassen wollte. Wenn er zu Hause war, hat er meine Arbeit über den Zeitungsrand kontrolliert, mich überwacht. Die Botschaft, die von ihm kam, war ungefähr: ‚Arbeiten könnte wirklich Spaß machen. Ich wäre auch zu überragenden Leistungen fähig, aber man läßt mich ja nicht. Die Besserwisser vermiesen einem alles.‘ Darin ist er irgendwie steckengeblieben, ziemlich verbittert, weil er auch nicht die Anerkennung gefunden hat, die er gerne wollte.“ —

T.: „Was hast du nun für dich aus all dem rausgeholt?“

Jutta: „Also mir hat was neues zu lernen meistens Spaß gemacht, auch wenn das Arbeit war. Aber wenn ich's dann konnte, dann wurde es manchmal richtig lästig und langweilig und ärgerlich, z. B. die ganzen Hausarbeitssachen. Es gab aber auch andere Sachen, die machten dann erst richtig Spaß, z. B. Lesen, und die wurden dann verboten, damit ich mehr Zeit mit unangenehmen Arbeiten verbringen kann. Irgendwie verquer: was Spaß macht, wird verboten, und wenn Arbeit Spaß macht, ist das keine Arbeit. Und da hab ich mir angewöhnt, mich ein bißchen blöd und phlegmatisch anzustellen, endlos herumzutrödeln, um noch mehr unangenehmen Anforderungen auszuweichen. Das habe ich heute noch an mir, daß ich meine wirkliche Kompetenz oft nicht einsetze, weil ich schon vorher Angst habe, was man mir dann wohl alles aufhalst.“

Eine zweite Sache ist, daß ich als Kind Stunden am Tisch gesessen habe und so getan habe, als mache ich Schulaufgaben. Dann wurde ich nämlich in Ruhe gelassen. In Wirklichkeit habe ich alles mögliche andere gemacht, z. B. gelesen. Wenn ich heute am Schreibtisch sitze, habe ich ständig mit der Versuchung zu kämpfen, mich mit anderen Dingen zu beschäftigen, was mir das Arbeiten oft sehr sauer macht. Im Grunde versuche ich, mich immer noch zu drücken, obwohl ich mir die meisten Sachen, die ich jetzt mache, ja selber ausgesucht habe. Dieser Mechanismus hat sich irgendwie verselbständigt.“

T.: „Laß das Erlebte noch weiter auf dich wirken. Ich denke, es wird sich noch manches Steinchen in das Mosaik fügen.“

Das Thema wird in das Gruppengespräch gegeben. Die einzelnen Teilnehmer bringen ihre Erinnerungen und Erfahrungen ein. Im Laufe der Sitzung fällt Jutta dann plötzlich ein, daß sie einen wesentlichen Bruch in ihrer so durchgängig erscheinenden Linie der Arbeit völlig „vergessen“ hatte: sie verließ nach schweren Auseinandersetzungen

ihr Elternhaus und schlug sich zwischen Unterprima und Oberprima ein gutes halbes Jahr als Bedienung durch. Mehr als die ungewohnte körperliche Arbeit setzten ihr die Demütigungen zu, denen sie sich in dieser Position ausgesetzt fand, so daß sie sich schließlich doch zum weiteren Schulbesuch entschloß. Ein weiterer Aspekt wird damit deutlich: „niedrige Arbeit“ als Strafe für Ungehorsam. Vier Wochen später sendet die Klientin, wie mit allen Gruppenteilnehmern vereinbart, ein ausführliches Erlebnisprotokoll zu ihrem Panorama, in dem weitere Einsichten in die Zusammenhänge aufscheinen. Dieser Text, der hier aus Raumgründen nicht wiedergegeben werden kann, weist einen deutlichen Umschlag in der Gestimmtheit auf. Er ist nachdenklicher. Die Klientin war bei der Abfassung offenbar weniger gut gestimmt als in der Arbeit selbst. Sie kommt zu folgenden Konklusionen:

Was habe ich nun gemacht mit all diesen widersprüchlichen Erfahrungen:

Erkenntnis Nr. 1

- die Frauen sind die Dummen,
- die Dummheit muß bestraft werden,
- deshalb müssen Frauen für Männer arbeiten.

Erkenntnis Nr. 2

- ich bin nicht dumm,
- ich soll aber glauben, ich wäre dumm,
- ich weiß und kann nie genug.

Erkenntnis Nr. 3

- sich bemühen bringt nur noch mehr unangenehme Arbeit ein,
- ich kann mich schützen, indem ich mich dumm stelle oder mich nur wenig engagiere.

Erkenntnis Nr. 4

- zwischen Männern und Frauen geht's um das Reinlegen und Reingelegt werden, ausbeuten und ausgebeutet-werden.

Wie wirken sich diese Erkenntnisse auf mein Leben aus?

1. Ich kann nur unter größter Überwindung eine Sache üben oder ausprobieren, wenn dritte anwesend sind (Kontrolle des Vaters!)
2. Ich habe starke Prüfungsjängste. Immer wenn ich den Eindruck habe, ich müßte etwas vorführen oder beweisen.
3. Ich finde fremdbestimmte Arbeit erniedrigend, traue mich aber kaum, selbstbestimmte Arbeit in Angriff zu nehmen — oder
4. Ich neige dazu, Engagement und Verantwortung zu vermeiden aus Angst, mir könnte das Ganze später über den Kopf wachsen. Statt dessen delegiere ich gerne oder gebe gute Ratschläge.
5. Ich bin mir nie so ganz sicher, welche Ansprüche von anderen an mich gerechtfertigt oder als Zumutung aufzufassen sind. Ich reagiere da oft kleinlich aus Angst, daß andere mich für ihre Zwecke einspannen.
6. Ich versuche, meine persönliche Geschichte als Frau und „Aufsteiger“ in einen gesamtgesellschaftlichen, historischen Rahmen zu stellen, um mich persönlich für berufliche Schwierigkeiten vor mir und anderen zu entschuldigen.

7. Ich setze oft meine Kompetenz nicht voll ein. Häufig entwertere ich selbst meine Arbeit vor mir und anderen aus Angst, entwertet zu werden.

Ein Jahr später schreibt Jutta: „Ich habe mich, angeregt durch die Arbeit mit dem Panorama, mit dem Thema weiterbeschäftigt. Ich habe meinen geplanten Amerika-Aufenthalt verwirklicht. Ich habe mehr Distanz von der Familie gewonnen und bin ihr gegenüber toleranter und für mich gelassener und zufriedener geworden. Die Familie ist als Bezugspunkt für mein Verhalten und meine beruflichen Ziele in den Hintergrund getreten, und dadurch haben sich neue Perspektiven eröffnet. Die Geschichte meines Vaters ist mir als die Geschichte eines ‚steckengebliebenen Aufsteigers‘ deutlich geworden, der durch mich seinen gescheiterten beruflichen und sozialen Aufstieg verwirklichen wollte. Daß er mir dabei bewußt oder unbewußt Schwierigkeiten in den Weg geworfen hat, mag damit zusammenhängen, daß ich eine Frau bin. Ich weiß, daß er mich lieber als Sohn gesehen hätte. Es muß für ihn eine große narzißtische Kränkung gewesen sein, daß er als Mann vier Frauen gegenüber sich als beruflicher Versager erleben mußte. Das Hufeisen gewann plötzlich doch noch symbolische Bedeutung: mein Vater war ursprünglich gelernter Hufschmied, und bei jedem, der ‚seines Glückes Schmied‘ ist, flattern schließlich die Geldscheine. Ich bin mir meiner eigenen Rolle als Frau und Aufsteigerin bewußter geworden, auch der Schwierigkeiten und Verwicklungen, die damit verbunden waren und noch sind. Zur Wahl des Psychologiestudiums sage ich heute: ich glaube, das war meine einzige Chance, Klarheit für mein Leben zu gewinnen. Dieses ganze Durcheinander von sich widersprechenden verbalen und nonverbalen Verhaltensweisen, Äußerungen, Meinungen und Botschaften, Wertvorstellungen und Normen kann ja nur — jedenfalls in den Augen einer Vierzehnjährigen — ein Experte, ein Psychologe — ich meine, eine Psychologin — entwirren.“

Interpretative Auswertung

Das Arbeitspanorama hat eine Fülle von Materialien bereitgestellt in den Szenen und szenischen Details, die im aktuellen Produktionsprozeß entstanden oder die in der nachträglichen Aufarbeitung und wiederholten Betrachtung und Reflexion aufkamen; denn es ist ein Charakteristikum der Methode, daß durch sie scheinbar unwichtige, „längst vergessene“, aber bei genauerem Hinsehen doch bestimmende Details erkennbar werden.

Das Fallbeispiel macht den prägenden Einfluß der Sozialisationserfahrungen deutlich; insbesondere der widersprüchlichen Einstellung,

Bewertungen und Vorstellungen von Arbeit, die von der Welt der Erwachsenen ausgehen und im Kind zu lebensbestimmenden Schlußfolgerungen führen. Die Eindrücklichkeit, mit der Kinder Alltagsbanalitäten wahrnehmen, für sich entdecken und bewerten, wird von Erwachsenen — auch von Therapeuten — oftmals unterschätzt. Die Hausarbeit der Großmutter war in ihrer mühseligen, freudlosen Routine für Jutta ein nachhaltiger Eindruck, der ihre ganze weitere Einstellung zur häuslichen Arbeit geprägt hat. Sie konnte nicht, wie sich das in anderen Arbeitspanoramen durchaus findet, Freude an häuslicher Arbeit entwickeln. Für sie war Arbeit „öde, stumpf und abgenagt“, wie es ein zwölfjähriger Schüler in einem Aufsatzprojekt über Arbeit formuliert hatte²⁾:

Arbeit ist ~~stumpf~~ öde, stumpf und abgenagt.

Meine Mutter beim Aufräumen

Als erstes läßt sie Wasser in die Spüle und macht Spülmittel in das Wasser. Dann nimmt sie ~~erst~~ erst die Gläser und Tassen und putzt sie mit einem dem ~~Spülmittel~~ ^{weissen} ~~Wasserschlepp~~ ^{schlepp} ~~schlepp~~ ab. Dann nimmt sie die Teller und macht ~~etwas~~ ~~etwas~~ ~~putzt~~ ~~sie~~ ~~ab~~. Danach nimmt sie das Besteck und putzt sie es ab. Dann trocknet meine Mutter die Teller, Tassen, Gläser und das Besteck ab. Nach dem Abtrocknen nimmt meine Mutter die Tassen, Gläser ^{und} Teller ~~putzt~~ ~~ab~~ in den ~~Schrank~~ ~~in~~ ~~den~~ Schrank und schiebt das Besteck in die Schublade ein. Danach läßt sie das Spülwasser raus und macht ~~etwas~~ ~~etwas~~ ~~putzt~~ ~~sie~~ ~~ab~~.

Jutta registriert mit ähnlicher Akribie die Arbeitshaltung der Großmutter, die die Arbeit als lästige, ärgerliche aber unabdingbare Pflicht

²⁾ Die Beobachtungen 12jähriger Schüler zum Thema „Wir erleben Arbeit“, stammen aus einer Unterrichtseinheit von Ingrid Mindt, der wir dafür herzlich danken.

ansieht und dabei vermittelt, daß man mit Dank nicht zu rechnen hat — ein Muster der Ausbeutung, das sich vielfach in Drei-Generationen-Familien der Nachkriegszeit findet. Die dadurch entstehende Einstellung zum alten Menschen und zu seiner Arbeit wurde mit der Klientin in diesem Zusammenhang nicht reflektiert — man kann nicht alles aufgreifen. Schärfer tritt die Verbindung von Frauenrolle und Männerrolle in ihrem Bezug zur Arbeit hervor. Männer müssen bedient werden, Männer sind wichtig. Frauen sind unwichtig. Das Geld, das sie verdienen, gehört ihnen nicht. Sie sind von den Launen und der Erlaubnis des Mannes abhängig. Männerarbeit ist mehr wert als Frauenarbeit. Es zeigt sich, wie die makrosozialen Realitäten sich im Mikrobereich der Familie reproduzieren, eine wechselseitige Verstärkung von Makro- und Mikrosystem. Das Kind hat keine Chance, zu derartigen „Gesetzmäßigkeiten“ eine Distanz zu gewinnen. Es muß „Überlebensstrategien“ entwickeln, Ausweichmanöver, um dem Druck, der aus dem Geschlechtergefälle resultiert, zu entgehen; doch fängt es sich genau in diesen Vermeidungs- und Abwehrreaktionen. Die erwachsene Frau kann sich durchaus von den Anmaßungen der „Männerwelt“ abgrenzen — aber es bleibt nach dem Preis zu fragen, der dafür gezahlt werden muß (die Fragen nach Beziehungs- und Hingabefähigkeit), und es wirken dennoch die alten Muster weiter, die ein befriedigendes und erfülltes Arbeitsleben verhindern.

Im vorliegenden Beispiel paart sich die Unzufriedenheit der Mutter mit der Unzufriedenheit des Vaters und der Großmutter. Im Hintergrund aber steht die vom Kinde gleichfalls miterlebte Realität, daß man als Frau *außerhalb* des familiären Kontextes durchaus eine „wichtige Person“ sein kann. Das Vermeiden der familiären Situation, die nur Unlust schafft, wird damit geradezu programmiert. Die gute Beziehung zur Mutter, das positive Erleben ihrer Berufsrolle und Situation und eine gewisse Solidarität der Frauen erweist sich für die Klientin als Hintergrund, der ihr in ihrer Berufssituation Sicherheit und Rückhalt gibt, der also gleichsam eine Gegenbewegung zu den übrigen, bedrückenden Aspekten darstellt. In der therapeutischen Arbeit kommt es darauf an, diese Seite stärker in den Vordergrund treten zu lassen.

Die Unzufriedenheit des Vaters artikuliert sich nicht nur in der Entwertung der Frauen, sondern auch in den Leistungsanforderungen an die Tochter, die ‚etwas Ordentliches werden‘ soll. Die frühen Lernanforderungen, die Kontrollen „über den Rand der Zeitung“ hinweg, setzen einen Impuls, der antreibend und entwertend zugleich ist und der deshalb „fast verrückt macht“. Der Vater vermittelt neben dem Verweis auf die Möglichkeiten auch gleichzeitig immer wieder die Realität des Nicht-Gelingens und des Scheiterns, eines letzten Versagens und ei-

ner grundsätzlichen Unzufriedenheit. Die Tochter vermag die an sie delegierte Aufgabe zu erfüllen, sie wird Aufsteiger, aber sie trägt das Erbe der Unzufriedenheit weiter. Sie bleibt in einer grundsätzlichen Unsicherheit, die ein volles Entfalten ihrer Möglichkeiten verhindert. Die Entwirrung gelingt der Psychologin nicht. Sie bedarf des hermeneutischen Prozesses der Therapie: das Erkennen der Einflußlinien, das Wiedererstehen der Szenen und ihrer Atmosphäre, die verbissen, verkniffen, entwertend, resigniert, vorwurfsvoll, zynisch, enttäuscht, ausbeuterisch, verrückt machend, verwirrend, kontaktlos ist, und deren unsichtbare Präsenz die Szenen ihres Berufs- und Lebensalltags unerkannt durchfiltern. Die Euphorie der *Einsicht* in die Zusammenhänge trägt nicht weit. Sie ist nur ein erster Schritt. Die emotionalen Bezüge zur Arbeit, zur Männer- und Frauenrolle müssen neu gestaltet werden. Längerfristige Auseinandersetzung mit diesen im Arbeitspanorama erkennbar gewordenen Realitäten in der Einzeltherapie der Klientin führt in einem mühevollen Prozeß der Kleinarbeit zu einer Klärung, in der die Szenen des Alltags gereinigt sind von alten Einfärbungen, so daß sie ihre eigene Dynamik und Form uneingeschränkt entwickeln können.

5. Fallbeispiel (Abb. auf S. 402)

Gerd ist Sozialarbeiter. Er nimmt an einer gestalttherapeutischen Ausbildungsgruppe teil. Nach fast zwei Jahren halbschläfriger, gelangweilter Anwesenheit in der Gruppe richtet er sich eines Tages auf und sagt: „Ich will arbeiten“! Und er läßt sich ein. Wir können an den bedrückenden Szenen seines Lebens teilnehmen. In der Produktionsphase des Panoramas hat er wie besessen gemalt. Ganz im Unterschied zu seiner üblichen Lethargie. Die lebendigen Farben und Formen überraschen. Sie sind Ausdruck einer leidenschaftlichen Auseinandersetzung mit Arbeit und Leben, Freiheit und Zwang, Gefühl und Vernunft. Im Unterschied zum Panorama von Jutta, das figürlich konkret ist, bleibt das Arbeitspanorama Gerds im Bereich des Ausdrucks über Farbe und Form. „Arbeit ist mein Thema, ist Mittelpunkt meines Lebens“. Für Gerd sind Arbeit und Leben unentwirrbar schmerzlich miteinander verwoben, wie in der Aufarbeitung deutlich wird.

Seine frühe Kindheit ist voller Lebens- und Entdeckerfreude, Bewegungsfreiheit, Sexualität, Kräftespiel, körperlichem Sich-Messen. Eine wichtige Stellung nimmt der Großvater, der Alpbauer, im Panorama ein. Zu ihm und zu einigen älteren Leuten entdeckt Gerd seine Liebe wieder. „Sie haben mir so viel Harmonisches gegeben. An der Stelle (zeigt auf das Panorama) fängt's mit der Schule an. Da werde ich kanalisiert. Die Pfeile da sind meine Eltern. Ihre Devise ist: (mit rauher

Stimme), die Schule ist wichtig für dein Leben, denn wer was kann, der wird was'.“ Nur Leistung wird anerkannt, aber niemand leitet Gerd an: Der Vater verlangt von ihm Arbeit und entwertet sein Arbeitsprodukt. „Wie du das machst, ist Scheiße.“ Es reißt in ihm ein Entschluß: „Wie der machst du's nie. Der hat unheimlich viel gearbeitet. Früh morgens ging er und kam spät abends heim, legte sich auf's Sofa, las Zeitung und schlief ein — so nicht.“ Nun beginnt ein harter Machtkampf: Zwang, Strafe, Prügel, Ausbrechen und Wieder-Einfangen. Es geht immer nur um Leistung, nicht um ihn. Niemand nimmt seine Wünsche, Vorstellungen und Gefühle ernst. In der Schule wird er isoliert. Als Kasper und Clown bringt er etwas, aber Leistung verweigert er total. Seine Traumberufe sind: Straßenkehrer, Schienenputzer und Müllmann. „Der Straßenkehrer war ein unheimlich lieber Mensch, ein älterer Typ, mit dem bin ich unheimlich gern gegangen; der hat mit mir Spaß gemacht. Und bei den Schienenputzern hat mich der Apparat wahnsinnig fasziniert. Und die Müllabfuhr, das war was! Ich mußte immer in Anzug und Schlips rumlaufen. Das habe ich gehaßt. Ich wollte Dreck. Immer mehr Dreck! Da haben sie mich ganz niedergemacht, bearbeitet von hinten bis vorne. Und das ist der Weg, wo für mich ein großes Fragezeichen steht. Ich denke, das wäre mein Weg gewesen. Eine Zeitlang war ich unsicher, aber heute denke ich, es hätte mir mehr gebracht als das, was sie mit mir gemacht haben.“

In der Schule ist er ein paar Mal „durchgeflogen“. Die Folge: totaler emotionaler Rückzug und Schweigen. „Hier (er weist auf das Bild) wird das Ganze dünner. Das sind die Gefühle, das ist das Weinen meines Herzens und die Tränen. Darin liegt die Entscheidung, daß ich Sozialarbeiter werden will: Ich möchte anderen Menschen helfen, einspringen, wenn es jemandem so beschissen geht wie mir. Das war alles so unmenschlich.“ Die Stimme wird traurig. Er weint.

Eine neue Farbe taucht im Lebensspanorma auf. Die Begegnung mit einem Menschen, der ihn ernst nimmt, der mit ihm redet. Er beginnt das Studium mit dem Ziel der Sozialarbeit. Noch einmal bricht er aus, bricht alle Kontakte ab. Ein Einbruch in der Lebenslinie. Er vagabundiert ein Jahr in Amerika, lebt an den Grenzen, am Minimum der Existenz, bis er zur Einsicht kommt, daß es so nicht weitergehen kann, daß er daran kaputtgehen wird. Er kommt zurück und beendet das Studium und beschließt, mit Menschen aus der Unterschicht zu arbeiten: „Das ist lebendig, da ist was drin. Mit den ganzen Neurosen der Mittelschicht, da möchte ich nichts zu tun haben. Das macht mich ganz fertig. Hier ist das Band (er zeigt auf einen Farbstreifen), das sich immer durchzieht, wo ich mich autistisch fühle, wo es mir sehr schwer-

fällt, jemandem zu vertrauen. Mit der Arbeit und der Gestaltausbildung habe ich mich stabilisiert. Ich bin wieder in Kontakt mit meinen Gefühlen. Ich habe das Gefühl, ich fange wieder von vorne an, aber das ist okay. Was mir wahnsinnig schwerfällt, ist die Arbeitszeit einzuhalten, so von morgens sieben bis abends sieben.“ T.: „Hat’s mit deinem Vater zu tun?“ — Gerd: „Vielleicht“, und er schmunzelt: „Aber das pack ich auch noch.“

Gerd schreibt folgende Auswertung zu seinem Arbeitspanorama:

Hintergrund: „Leben ist für mich Arbeit.

1. Bedingungen, die an mich gestellt werden, müssen eingehalten werden.
2. Meine Fähigkeiten und Möglichkeiten kann ich in der Arbeit entwickeln.
3. In der Arbeit kann ich Gefühl und Einsicht verbinden.
4. Schwierigkeiten, die den Zielen entgegenstehen.
5. Mich anpassen müssen, tot gemacht werden, nichts sagen dürfen, mich selbst und die anderen enttäuschen, etwas anfangen und nicht durchhalten.“

Interpretative Auswertung

Das Arbeitspanorama trifft in eine zentrale Problematik, und zwar in einer Weise, daß das Abwehrverhalten, das Gerd bisher in der Gruppe zeigte, aufgegeben werden kann. Die Einwirkungen der Eltern sind verletzend — sie werden durch Pfeile repräsentiert. Die Eindrücke, die ihm von seiten des Vaters über die Arbeit vermittelt werden, stellen diese als Fron dar. Eine häufig anzutreffende Zwiespältigkeit wird gesetzt: Arbeit ist wichtig, sie muß gemacht werden, und Arbeit ist eine Strafe, eine Mühe. Das ist eine Gegensätzlichkeit, die für die „Logik des Kindes“ nicht aufgeht. Es tritt den Phänomenen noch „naiver“ gegenüber und sieht, was die anderen nicht mehr sehen, daß viele Formen lohnabhängiger Arbeit (der Vater war Sattler) nichts anderes sind als Ausbeutung. Nur die Erwachsenen wagen nicht, sich dagegen aufzulehnen. Es ist — wie bei den neuen Kleidern des Kaisers — das Kind, das sich der allgemeinen Verblendung nicht beugt: „Wie der machst du es nie“. Die Konsequenz: totale Leistungsverweigerung und mehr noch, Identifikation mit Personen, die am unteren Ende der sozialen Statushierarchie stehen, ja geradezu den „Antistatus“ verkörpern — Straßenkehrer, Schienenputzer, Müllmann. Es ist dies der Protest gegen den Zwang des Vaters, der Leistung verlangt, obwohl er die Arbeit des Sohnes auch gleichzeitig immer wieder entwertet, und ihn in eine „gepflegte Form“ (Schlips und Anzug) preßt. Auch hier wieder die Rebellion: „ich wollte Dreck, immer mehr Dreck!“

In dieser Zeit wird die Berufsmotivation von Gerd gelegt, die gleichfalls in einer Antireaktion und einer Identifikation mit dem Unterdrückten wurzelt. In der Schule treten alle Zeichen einer „Panzerung“ (*Reich*) auf: ein Absterben der Gefühle, emotionaler Rückzug, Schwei-

gen. Im Studium selbst bricht dann eine Krise aus, die ihn an den Rand der Existenz führt. Der „ordentliche Abschluß“, den das Studium bietet, der ihn in die Welt der Wohlständigkeit eingliedern würde, soll verhindert werden, Gerd lebt die Identifikation. Er geht selbst in die Rolle des Clochards und Bettlers (*Alfred Adler* hat 1928 einen Fall mit ähnlichen Reaktionen beschrieben). Die Lösung erfolgt wiederum über den Weg der Identifikation. Das Studium kann beendet werden, aber der Klient entscheidet sich, mit Menschen der Unterschicht zu arbeiten. In der psychotherapeutischen Ausbildungsgruppe zeigt sich ebenfalls sein Muster der Verweigerung konventioneller Normierung.

Die Kraft der Identifikation hat ihm geholfen, sich gegen den erdrückenden, zerstörerischen Zwang des Vaters zu behaupten. Der Straßenkehrer hat ihm andere Möglichkeiten gezeigt, denn er war ein „unheimlich lieber Mensch, ein älterer Typ, mit dem bin ich unheimlich gern gegangen; der hat mit mir Spaß gemacht“. Der Preis, den er für seinen Widerstand und Sieg zahlen muß, ist hoch: Er verliert den Kontakt zu seiner Bezugsgruppe, seiner Schicht, seinen Gefühlen. Er wird einsam. Im Studium hat er Kontaktschwierigkeiten, in seiner Ausbildungsgruppe gleichfalls, an seinem Arbeitsplatz wird es ihm schwer, mit seinen Kollegen zurecht zu kommen. Wie kann Kontakt, Austausch gewonnen werden, ohne daß Anpassung erfolgt, gegen die sich das Kind und der junge Mann berechtigt und erfolgreich aufgelehnt hatte? Gerd macht sich diese Problematik in der Schlußauswertung zu seinem Panorama deutlich:

„*Momentane Situation*: Ich habe für mich gemerkt, daß ich mich in der Arbeit verwirklichen kann und daß ich nur die Arbeit mache, die mir in meiner jetzigen Situation entspricht. Ich bin jemand. Werde akzeptiert, werde um Rat gefragt, werde anerkannt [hier kommen die Wünsche des Vaters durch H. H.] in dem was ich sage und mit meiner Persönlichkeit. —

Offene Fragen: Wie komme ich zurecht, ohne daß jemand sagt, wo es lang geht? Mit der Einsamkeit? Wie gehe ich mit Konfliktsituationen um? Wie kann ich neue Freundschaften schließen, um nicht allein zu sein?“

Das Beispiel macht, wie die meisten Arbeitspanoramen, deutlich, wie nachhaltig das Erleben von Arbeitsszenen — insbesondere relevanter Bezugspersonen oder von Antirollen zu diesen — trägt, welche Auswirkung die elterlichen Einstellungen auf das spätere Berufsverhalten und die Lebensführung haben. Es wird gleichzeitig erkennbar, wie sehr Arbeitshaltung und Persönlichkeitsstruktur bzw. Lebensstil miteinander verwoben sind.

Darüber hinaus zeigt das Beispiel, wie auch scheinbar belangloses und passageres Miterleben von Arbeitsszenen Kinder nachhaltig beeindrucken und im motivationalen Gefüge, im Geflecht der Haupteinflüsse, zu Akzentverschiebungen führen kann. Kinder sind z. T. sehr be-

eindruckbar, was die Arbeitshandlungen der Erwachsenen anbelangt. Als Beispiel ein Text aus einem Aufsatzprojekt, das eine Kollegin zum Thema „Wir erleben Arbeit“ mit Schulkindern (7. Klasse) durchführte.³⁾

Der freundliche Straßenfeger

In einer Straße, die sehr dreckig war, sah ich einen orangefarbenen Mann, der die Straße kehrte. Er wühlte mit nicht so sauberen Händen im Dreck rum, ein bißchen Schlamm war dabei, aber anscheinend machte es ihm Spaß, er sang dabei und war sehr glücklich. Ich habe mir gedacht was für eine komische Arbeit, von anderen Leuten den Müll wegzufegen. Er mußte Bierdosen, Bananenschalen, Papier, Apfelkrotzen und Tüten wegräumen. Ich habe ihn gefragt, wann er aufstehen muß, er war sehr freundlich, er sagte um fünf Uhr, das war nicht so gut. Ich sah wie er gerade von einem Hund die Hundescheiße wegfegte. Wie ekelhaft dachte ich mir. Er tritt aus Versehen in Hundescheiße, das machte ihm scheinbar viel Spaß, er sang weiter und fegte die Straße sauber. Viele Leute schauten ihn komisch an und gingen weiter. In drei Stunden war er mit der Straße fertig. Dann ging er zu seinen anderen Orangefarbenen Leuten, die an einer Bude standen und Bier tranken.

Stefanie, 12 Jahre

6. Fallbeispiel

Almut, Bewährungshelferin, 29 Jahre, hat zu ihrem Arbeitspanorama eine kurze Erläuterung geschrieben. (Dies ist eine Modalität in der Integrationsphase, die zur Fokussierung der Aufarbeitung gewählt werden kann. Das Bild wird nach der Fertigstellung angeschaut und schriftlich kommentiert. Bild und Text werden dann in Kleingruppenarbeit oder in der großen Gruppe durchgesprochen). Als Beispiel sei der Text von Almut mitgeteilt:

„Meine erste Erfahrung mit Arbeit machte ich im Hause meiner Großmutter. Mein Großvater hatte dort die Elektrowerkstatt eingerichtet. Ich sitze als Kind auf dem Drehstuhl und schaue zu, wie Motoren gewickelt werden. An den Wänden hängt Werkzeug in Kästen. Neben mir steht ein Geselle oder Lehrling im ‚blauen Anton‘. Gesellen und Lehrlinge wohnen oben bei meiner Großmutter im Haus als Logieherren und helfen auch beim Wäscheaufhängen und Straßenkehren. Mein Onkel, der zwei Jahre jünger ist als meine Mutter, hat die Elektrowerkstatt übernommen und ist heute wohlhabender damit als mein Großvater, der zweimal Pleite gemacht haben soll. [Die dunklen Seiten der Familiengeschichte werden dunkel überliefert und geben zu Phantasien und Abwehrreaktionen Anlaß, H. H.]

Die zweite Erfahrung ist das Schlafzimmer meiner Eltern in O., wo ich vom 3. bis 12. Lebensjahr aufgewachsen bin. Der große alte Schreibtisch meines Vaters ist überladen mit Geräten und Büchern. Die Geräte sind Oszillographen, mit denen mein Vater die Apparate mißt, die er selber erfunden und entwickelt hat. Er macht dies immer neben seiner normalen Arbeit zu Hause. Deutlich sind mir die Schlafzimmervorhänge, blau-lila, in Frühlingsfarben geblümt. Mein Vater hat schon immer viel zu Hause gearbeitet und nebenher Geld verdient. Die nächste Erfahrung ist auf dem Panorama mit dem kleinen Garten festgehalten, hinter dem Haus, mein Sandkasten, Blumen, besonders Forsyzien und Bauernbüble und Lilien. Meine Mutter hat den Garten bewirtschaftet, auch jedes Kind hatte sein Beet. Meine Mutter hackte im Keller Holz, verletzt sich dabei mit der

³⁾ Aus derselben Unterrichtseinheit wie oben, vgl. Anm. 2.

Axt, schlägt ein Stück ihres Daumen weg. Es blutet, und ich muß sie verbinden. Wir hatten einen Kachelofen, und meine Mutter hat oft Holz gehackt. Mein Vater hat für solche praktischen Sachen wenig Zeit gehabt und kein Interesse. Später hat er Mutter eine Geschirrspülmaschine gekauft, da sie mit dem Daumen nicht mehr spülen konnte.

Während meines Studiums — es ist auf dem Panorama dieses große Hochhaus — war es für mich wie im Gefängnis. Wichtig war noch die Wohnung mit K. Nach dieser Zeit ging ich zur Bewährungshilfe und arbeitete dort drei Jahre. Schön war für mich, daß das Haus der Bewährungshilfe mitten auf dem Marktplatz in X. steht. Man kann das auch sehen, wie es mir gut gelungen ist im Bild. Die Kollegen Y und Z waren für mich sehr wichtig. Y ist zwei Jahre jünger als mein Bruder, Z war der älteste und der leitende Bewährungshelfer dort, der mich auf väterliche und liebevolle Weise eingeführt hat, der sich verantwortlich für die gesamte Stelle fühlte und dem ich auch persönliche Dinge erzählt habe. Das Haus der Bewährungshilfe sieht für mich aus, als ob es ein Gesicht hätte. In dieser Zeit fühlte ich mich auch sehr stark durch meine Umwelt kontrolliert und hatte gleichzeitig eine kontrollierende Funktion für viele Jugendliche. Ich habe gelebt, und die Arbeit machte mir Freude. Ich hatte genügend Raum, um wegzugehen, aber das Haus der Bewährungshilfe war so ein Mittelpunkt, zu dem ich immer wieder zurückkam.

Meine heutige Arbeitsstätte empfinde ich als mein ‚Werkstättle‘. Ich sitze im Gruppenraum, habe Platz, leite die Praktikantin an. Es sind auch Blumen da und Leute, die etwas von mir lernen wollen. Der Raum und auch der daneben ist klar strukturiert. Es gibt klare Grenzen. Der Schreibtisch ist für mich nicht wichtig. Wichtiger sind die Pflanzen, die gedeihen und die ich liebevoll pflege — sie sind ein Stück Garten aus meiner Kinderzeit. Die Sessel sind aus Holz und Leder, so richtig bequem. Die ganze Ausstattung ist Ton in Ton in Brauntönen, und der rotbraune Wandbehang ist die Grenze zum bisherigen — das sieht man auf dem Bild sehr deutlich. Ich habe als Satz unter das letzte Bild geschrieben: ‚Ich fühle mich wohl in meinem Reich heute‘.“

Almut schreibt hierzu in ihrer Auswertung:

„Bei der Farbwahl fällt mir auf, daß sich in meiner heutigen Arbeitsstelle, in der Beratungsstelle, die Farben integriert haben, die bisher mit dem Thema Arbeit in folgenden Situationen aufkamen: orange, das ist die Farbe von etwas Handfestem, und so empfinde ich mich auch selbst. Ich selbst habe mich als Kind orange angemalt, mit der Farbe der Motoren, die gewickelt wurden. Es ist auch die Farbe des Sandkastens, später die Farbe meiner Mutter und heute die meines Schreibtisches. Der Schreibtisch für die Verwaltungsarbeit und die Aktenführung ist so der handwerklich geordnete Rahmen, den ich brauche. Lila, eine Farbe, die ich heute gerne an meinen Kleidungsstücken habe, ist die Farbe der Geräte, die mein Vater erfunden hat. Für mich ist sie so etwas wie die Farbe der Bildung — in einem kreativen Sinne als Erweiterung von Erfahrung verstanden. Ich habe mein Studium trotz der Gefängnisarbeit als Erweiterung meiner Persönlichkeit und als intellektuelle Erfahrung erlebt.

Meine Sitzgruppe in meinem heutigen Büro, wo ich die Einzelbehandlung durchführe, aber auch mich selbst im Gruppenraum, habe ich mit lila gemalt. Ich empfinde mich bei der Arbeit heute als konzentriert und erfahren. Das Braune, das Bodenständige des Holzes geht durch das ganze Bild. Meine Großmutter ist Bauerntochter, und ich selbst brauche Berge, Wiesen und Natur, um mich wohl zu fühlen. Ein Stück hole ich mir in meine heutige Arbeitsstätte durch die Ausstattung. Die hellblaue Farbe der Arbeitskleider der Lehrlinge aus der Elektrowerkstatt zieht sich auch durch das ganze Bild durch, und ich habe heute noch gerne Leute in meinen Gruppen, die handwerklich arbeiten. Die Bewegung, die die durchgehende Linie in meinem Arbeitspanorma macht, geht von links unten im Eck in S-Form nach rechts auf halbe Höhe des Blattes wieder zurück. Ich bin Linkshänder und empfinde das Blatt als Einheit und als ein Stück Rückkehr in den Be-

reich, in dem ich aufgewachsen bin mit Erfindungen [Vater] und Naturverbundenheit [Mutter].

Die Arbeit mit dem Arbeitspanorama hatte positive Auswirkungen auf meinen Privatbereich. Vielleicht, weil ich spürte, wie sicher ich mich hier im Arbeitsbereich fühle, wie angekommen; aber auch, weil ich plötzlich spürte, daß für meine Partnerwahl wichtig ist, jemanden zu finden, der dies, meine Abstammung aus einer Handwerker- und Bauernfamilie, zu würdigen weiß und der mit mir auch dorthin gerne zurückgeht, in den Bereich meiner Herkunftsfamilie.“

Das Beispiel macht deutlich, wie ohne die Deutung durch den Therapeuten und ohne Interpretation und Assoziationen aus der Gruppe ein interpretativer Prozeß in der Erläuterung des Panoramas sich vollzieht. Er ist charakteristisch für die auf die *Produktionsphase* folgenden *Integrationsphase* (Petzold 1981). Die durchgängigen Elemente im Lebenspanorama, Ausdruck unbewußter Gestaltung, machen Zusammenhänge sinn-fällig. Sie führen zu einem Erleben der „guten Kontinuität“, des Fortschreibens von Strukturen — positiver wie negativer (Petzold 1982). Der Prozeß der Selbstdeutung kann dann durch Hilfen in der Aufarbeitung von seiten des Therapeuten und der Gruppe vertieft werden, indem sie ihre Einfälle und Überlegungen zum Bild bringen.

Zur Aufarbeitung des Arbeitspanoramas

Themenspezifische Panoramen werden prinzipiell so aufgearbeitet wie das Lebenspanorama. Die Möglichkeiten sind vielfältig und hängen von der Gruppensituation und der Befindlichkeit der einzelnen Klienten ab. So ist es möglich, zunächst einen zusammenfassenden Text nach der Fertigstellung des Bildes schreiben zu lassen. Ein anderer Zugang ist, daß die Gruppe die Bilder zunächst schweigend betrachtet; jeder sieht sich jedes Bild an und versucht, seinen Eindruck bewußt mit dem in Verbindung zu bringen, was er von dem jeweiligen Teilnehmer weiß und wie er ihn kennt. Mit fortgeschrittenen Gruppen oder wenn nicht sehr viel Zeit zur Verfügung steht, kann die Aufarbeitung in Triaden erfolgen, und zwar in Patientengruppen als Gespräch über die Panoramen: ein Patient erläutert sein Bild, und die anderen stellen Fragen, oder in Ausbildungsgruppen, indem ein Gruppenmitglied als Therapeut arbeitet, ein anderer Klient ist, ein dritter beobachtet. In der Aufarbeitung durch das Gruppengespräch, in dem die einzelnen Gruppenmitglieder ihre Phantasien zu den Bildern einbringen, ist allerdings wichtig, daß Regeln gegeben werden. So muß der Protagonist Zeit erhalten, auf eingebrachte Phantasien und Deutungen reagieren zu können, damit er nicht überflutet wird und seinen Eindruck von dem anderen unterscheiden kann, ja daß ihm, wo erforderlich, Abgrenzung möglich ist.

In der personzentrierten Einzelarbeit wird das Bild mit dem Therapeuten angeschaut: zunächst das Ganze (*Primärqualität*), dann die Details im Ganzen (*Sekundärqualität*) und, verbunden mit den vorangehenden Aspekten, die Atmosphäre und Gestimmtheit, die Ganzheit und Detail im Klienten auslöst (*Tertiärqualität*). Das Bild hat insgesamt eine Aussage, und es bewirkt im Protagonisten eine Resonanz. Der Weg vom Ganzen zum Detail liegt in Händen des Protagonisten: „Nachdem du nun das Ganze angesehen hast, schau, an welchem Detail dein Auge hängenbleibt!“ Der Klient wählt sein Detail. Entweder, indem er relevantes Material aufgreift, das dem Bewußtsein zugänglich ist oder durch die bildnerische Darstellung zugänglich geworden ist, oder indem er Elemente des Bildes herausgreift, die für ihn nicht belastend sind. Eine solche *Wahl als Ausdruck der Abwehr* wird im Gespräch sehr bald deutlich, und wie bei jedem Widerstandsphänomen führt sie unmittelbar an relevante Problembereiche, die aufgrund ihrer Bedrohlichkeit abgewehrt werden müssen. Der Widerstand ist immer Wegweiser zum Konflikt (*Schneider 1982*).

Die Gefahr besteht, daß man sich in Details verliert, an einzelnen Bildern festbeißt und damit der Blick für das Ganze verloren geht. Aus diesem Grunde soll im Lebensspanorama nur auf einer *Ebene mittlerer Tiefung* (vgl. *Petzold 1977a, 289ff*) gearbeitet werden. Eine Darstellung wird angesprochen, die Wirkung einer Farbe oder Form aufgegriffen, aber nicht bis zum äußersten Grund möglicher emotionaler Involvierung ausgeschöpft. Es geht vielmehr um die Überschau, um die *Synopse*. Es ist wichtiger, „homologe Strukturen“, sich wiederholende Ereignisse zu erkennen oder Geschehnisse im Fluß zu betrachten. Nur auf diese Weise wird das Erlebnis der *Zusammenschau* möglich. So kann es sinnvoll sein, den Klienten zu ermuntern, im Bild weiterzugehen, Ausschau zu halten, wo in der Vergangenheit oder in der Zukunftsdimension seines Bildes sich ähnliche Elemente befinden. Der Klient läßt seine Gedanken, Gefühle und Blicke über das Bild hin- und herschweifen (*Schweiftechnik, Perls 1976*). Auf diese Weise können Kontinuitäten und Diskontinuitäten bewußt werden, Lichtseiten und Schattenseiten, erfüllter Raum und leerer Raum, Höhen, Tiefen, Einbrüche als Ausdruck traumatischer Lebensszenen, Defiziterlebnisse, Konflikterfahrungen. Auch wenn Bilder nicht figürlich sind, sich auf den Ausdruck in Form und Farbe zentrieren, läßt sich der Inhalt erschließen: Einfälle zur Farbe („Was sagt dir das Blau? Was fällt dir dazu ein?“ — *Assoziationstechnik, Freud*), Einlassen auf die Farbe („Versuchen Sie, als die Farbe rot zu sprechen! Was sagt die Farbe rot!“ — *Identifikationstechnik, Perls 1980*), Ansprache der Farbe („Sprich zur Farbe und laß sie antworten!“ — *Dialogtechnik, Perls 1980*). Diese

Techniken also können wie in der gestalttherapeutischen Traumarbeit (Petzold 1977b, Franz 1980) eingesetzt werden, um Formen, Farben, Figuren auf ihren erlebnismäßigen Gehalt und ihren Hintergrund zu erschließen. Dies könnte auch im bildnerischen Medium selbst geschehen, indem der Klient aufgefordert wird, ein Detail, das ihm besonders wichtig scheint, oder ein Ereignis, von dem er entdeckt, daß er es ausgelassen hat, in einer „Vergrößerung“ auf einem neuen Blatt zu gestalten. So können verschiedene Abschnitte des Panoramas herausvergrößert und einer detaillierteren Betrachtung zugänglich werden.

7. Fallbeispiel (Abb. auf S. 399)

Karl, 66 Jahre, war Schreiner. Mit 65 hat er seinen kleinen Betrieb geschlossen, weil er die Arbeit nicht mehr schaffen konnte. „Mein rechtes Bein wird immer schlechter. Immer das Stehen.“ Sein Sohn, der ursprünglich wie er selber beim Vater das Schreinerhandwerk gelernt hatte, wollte den väterlichen Betrieb nicht übernehmen. Die Aufgabe des Betriebes, die Situation, „ohne Arbeit“ zu sein, bereitet Karl große Schwierigkeiten. Er nimmt an einer Volkshochschulgruppe von Leuten teil, die mit der Pensionierung nicht fertig werden (vgl. dieses Buch, S. 423ff). In seinem Arbeitspanorama schildert er seine frühesten Eindrücke vom Arbeitsleben seiner Großeltern, seiner Eltern, dann seinen eigenen Arbeitsweg. Er war von Mühe und Fleiß gekennzeichnet. Ein Arbeitsunfall („als Geselle mit 19 sind dann zwei Finger in der Kreissäge geblieben. Die Hand verstümmelt“), Arbeitslosigkeit, der Wiederaufbau aus den Trümmern nach dem Krieg, das Einrichten des eigenen Betriebes, sind markierende Punkte. Als durchgängiges Element findet sich in dem figürlich gestalteten Panorama (Abb. S. 399) die Schreinerschürze und eine Bandsäge, an der er schon in seinem Lehrbetrieb gearbeitet hat. Sie steht an den meisten wichtigen Stellen seines Lebensweges, der damit als ein Weg von Arbeit gekennzeichnet wird.

Bei seinem Blick auf das Arbeitspanorama als Ganzes stellt Karl fest: „Der ist ganz schön verschlungen, mein Weg — und immer habe ich etwas getan. Ich war nie müßig gewesen, selbst als ich keine Arbeit hatte.“

T.: „Welche Stimmung kommt in Ihnen auf, welche Gefühle, wenn Sie auf dieses ganze Bild schauen?“

K.: „Das ist schon seltsam, sich das ganze Arbeitsleben noch einmal anzusehen. Beklommen fühle ich mich jetzt, wo ich am Ende stehe. Stolz auch. Ich habe viel geschafft in meinem Leben. Einfach war es nicht.“

T.: „Sind Sie zufrieden, wenn Sie auf das ganze Bild schauen?“

K.: „Im ganzen schon. Vieles hätte leichter sein können. Aber ich hab's durchgetragen. Da (zeigt auf das Bild) beim Steine sauberklopfen in den Trümmern, im Februar. Das war eine sehr harte Zeit.“

T.: „Was sagt Ihnen das, wenn Sie auf das Bild von den Trümmern schauen?“

K.: „Das ist ein ziemlich düsteres Bild. Das wird wohl nie mehr richtig.“

T.: „Könnten das die Trümmer sagen?“

K.: „Ja, man war damals ziemlich hoffnungslos. Aber es mußte ja weitergehen. Und es ging ja auch weiter.“

T.: „Schaun Sie über Ihr Bild. Wo bleibt Ihr Auge hängen?“

K.: „In der Mitte, bei dem Unfall. Das hat mich mein ganzes Leben behindert. Ich hab mich immer gefragt, wie das passieren konnte. Geschämt habe ich mich auch für die verkrüppelte Hand. Im Krieg hat sie mir genutzt. Ich konnte hinter der Front bleiben zuerst.“

T.: „Was fällt Ihnen noch auf, wenn Sie Ihr Bild betrachten?“

K.: „Die große Bandsäge. Mit der Kreissäge hatte ich's nicht mehr nach dem Unfall, obwohl ich natürlich weiter daran gearbeitet hab. Ohne die geht's ja nicht. Aber die Bandsäge, das ist wie ein Bild für meinen Beruf. Das geht am laufenden Band. Immer rum. Als ob es nie aufhört. Als ob man nicht stoppen kann. Und dann hab ich meinen Betrieb aufgegeben. Ich hab's ja schon beschrieben: es ist, wie wenn ich mir den Ast abesägt hätte.“

T.: „Was würden Sie der Bandsäge sagen, wenn Sie zu ihr reden könnten wie zu einem Menschen?“

K.: „Du hast mich mein Leben lang begleitet. Mich immer zur Arbeit getrieben. Aber das hat mich auch ernährt. Jetzt verrostest du (wird traurig). Das war ein gutes Stück, mein gutes Stück. ... Jetzt ist's altes Eisen. Wie ich.“

T.: „Wenn die Bandsäge reden könnte wie ein Mensch, was würde sie antworten?“

K.: „Die würd' sagen: Ich hab nie stillgestanden. Ich war auch nie kaputt. Auf mich war Verlaß. Ich hab dir auch keine Ruhe gegönnt. Mich wirst du nicht los.“

T.: „Was sind Ihre Gefühle?“

K.: „Gemischte Gefühle habe ich. Die Säge hat was Böses an sich, wenn ich so auf die Zacken schaue, und etwas Mächtiges, mit viel Kraft. Für mich war das sehr schlimm, den Betrieb dranzugeben. Aber wenn ich das so sehe, immer die Bandsäge an meinem Lebensweg ...

Ich möchte nicht mehr an der Bandsäge stehen. Einmal muß gut sein. Sie hat das Ausruhen verdient.“

T.: „Und Sie?“

K.: „Ich auch, weiß Gott, ich auch.“

Karl konnte sich durch diese Arbeit damit aussöhnen, daß er seinen Betrieb zugemacht hat. In Einzelarbeit und Gruppengesprächen konnte er allmählich eine neue Perspektive finden. Er konnte sich „mehr gönnen“, sich gestatten, müßig zu sein und „das bißchen Gartenarbeit“ (er hatte sie früher als Hobby nach Feierabend und an den Wochenenden gemacht) als sinnvolle Arbeit anzusehen. „Ich arbeite ja auch jetzt *mehr* im Garten als früher“ (1). Das Leistungsmotiv scheint also noch durch. Insgesamt konnte Karl seine Feststellung „Was ich weiter mache, weiß ich noch nicht, aber *ich muß was machen ...*“ durch die gestalttherapeutische Aufarbeitung verändern. Er konnte nachsichtiger mit sich umgehen und den „Zwang zur Arbeit“, der sich seit Generationen in der Familie tradiert hatte, und zwar unter dem Zwang tatsächlicher äußerer Notsituationen, relativieren.

K.: „Meine Großeltern haben sich in den letzten Lebensjahren mit der Arbeit schon oft gequält.“

T.: „Und wie wollen Sie das halten?“

K.: „So nicht. Das muß ja nicht sein. Rege bleiben schon.“

Perspektiven aus der Verwendung des Arbeitspanoramas

Das Arbeitspanorama läßt die Einflüsse von Erziehung und Sozialisation für die Ausprägung von Arbeitsstilen, Bewertungen der Arbeit — das dürfte aus dem vorgestellten Material ersichtlich geworden sein — deutlich erkennbar werden. In ihm wird plastisch, wie Kinder mit wachen Sinnen die Szenen, in denen sie stehen, aufnehmen. Wie sie mit Aufmerksamkeit die Beschäftigungen und Interaktionen ihrer Bezugspersonen verfolgen, Anteil nehmen an ihren Äußerungen, Interessen und Gefühlen. Auf diese Weise lernen sie weitaus mehr im Sinne einer „funktionalen Erziehung“ (Kuckartz 1971) als durch intentionale erzieherische Maßnahmen, durch Belehrungen und Ermahnungen. Die beobachteten Arbeitssituationen, das Rollenverhalten der Arbeitenden, geben die Möglichkeit, durch Identifikation und Imitation *Muster der Arbeit* zu internalisieren und dies besonders, wenn die Modellpersonen besonders geliebt oder bewundert wurden und wenn ihre Verhaltensweisen sich als erfolgreich erwiesen. Dies haben die Forschungen Banduras (1976) eindrücklich gezeigt.

Das Arbeitspanorama aber macht deutlich, daß die identifikatorischen Akte nicht in *linearen Ursache-Wirkungsfolgen* zur Ausprägung

eines Arbeitsstils führen. So kann ein Kind zunächst der Mutter in der Identifikation gerne bei der Hausarbeit helfen wollen, diesen Impuls aber verlieren und aufgeben, wenn es herausfindet, daß die Mutter selbst diese Arbeit nicht schätzt oder andere einflußreiche Familienmitglieder sich verächtlich über diese Tätigkeit äußern. Das Kind findet nach und nach heraus, was in seiner Familie als Arbeit bzw. als „wertvolle“ Arbeit gilt. Die Hausarbeit, die in ihrer Konkretheit meistens von nahen Bezugspersonen, der Mutter, der Großmutter, dem Vater unmittelbar vollzogen wird, bietet in der Regel das erste Anschauungsmaterial.

Die Atmosphäre dieser frühen Szenen mit Arbeit, ihre Bewertung mit Attributionen wie *gut* und *schlecht* oder *nützlich* und *sinnlos*, prägen sich ein, womit zumeist auch die Bewertungen des sozialen Kontextes transportiert werden. In einigen Familien ist das Sitzen am Schreibtisch, lesend oder nachdenkend, anerkannte Arbeit, durch Bildungsschicht und Beruf bestimmt. In anderen wird dasselbe als „Luxus“ bezeichnet. *Hannelore Bublitz* (1982) beschreibt sehr eindrucksvoll die Schwierigkeiten von Arbeitertöchtern an der Hochschule, ihr Bücherlesen und ihr Studieren als „ernsthafte Arbeit“ zu begreifen. Indem sie ihr Tun nicht ernstnehmen, reproduzieren sie das grundlegende Unverständnis, das ihnen selbst während der Schulzeit von ihrer Familie entgegen gebracht wurde. Die Arbeitspanoramen lassen solche Zusammenhänge immer wieder erkennbar werden.

Der Klient erfährt auch etwas über die Wichtigkeit, die der Arbeit der verschiedenen Personen in der Familie zugemessen wird. Meistens steht der Vater im Zentrum, „der das Geld nach Hause bringt, damit wir uns was zu essen kaufen können“. Durch derartige Aussagen wird die existentielle Bedeutung der Arbeit, ihre lebenssichernde Funktion verankert und auch der lebensbedrohliche Aspekt, wenn nämlich Arbeit verloren wird.

Immer wieder findet man in den Panoramen über den Bereich der „Arbeit außer Haus“ einen Eindruck von Ungreifbarkeit. Der Vater, der schon morgens fortgeht, wenn das Kind noch schläft, und abends müde zurückkommt, verwendet die Chiffre Arbeit als Legitimation für seine Abwesenheit. Arbeit wird so zu etwas Unsichtbarem, Fernem und Geheimnisvollem, das die Phantasie des Kindes beschäftigt. Schmutzige Berufskleidung etwa, die zum Waschen nach Hause gebracht wird, ein Werkzeugkasten, eine Aktentasche mit Papieren oder Gegenständen, aus der von Zeit zu Zeit abends auch ein „Hasenbrot“ zum Vorschein kommt, sind dann die assoziativen Brücken, über die das Kind seine Vorstellungen von Arbeit ausbaut und die angereichert werden durch Erzählungen „von der Arbeit“, durch Klagen über den

Arbeitsalltag, durch Erwähnungen von Arbeitskollegen, durch Stimmungen, die die Arbeitenden von ihrer Arbeit vermitteln, Körperhaltungen, Mimik, durch Staub oder Gerüche, die der Arbeitende mit nach Hause bringt (in unserem zweiten Beispiel der Geruch der Gerberei).

Bestimmte Gegenstände, die mit der Arbeit wichtiger Bezugspersonen im Zusammenhang stehen, können später Symbolcharakter annehmen. Jemand bemerkt, daß er sein neues Arbeitszimmer plötzlich in denselben Farben einrichtet, die auch für das Arbeitszimmer seines Vaters vor vielen Jahren typisch waren (Beispiel 6). Ein anderer will etwas ganz anderes machen, z. B. nicht Gerber werden, und landet doch in der Lederbranche. Auch die Spuren, die die Arbeit in der Umgebung hinterläßt, z. B. Schmutz, Veränderungen in Haus und Garten oder Spuren am Körper: Schmerz und Krankheiten, über die jemand im Zusammenhang mit der Arbeit klagt, Schweiß, der zu sehen und zu riechen ist, Arbeitshände, Arbeitsunfälle, von denen berichtet wird, all das modelliert die Einstellung zur Arbeit und wird in den Panoramen erkennbar.

Da in einer Familie mit mehreren Erwachsenen unterschiedliche Arten von Arbeiten ausgeführt werden, können durchaus unterschiedliche oder auch konfligierende Haltungen zur Arbeit entwickelt werden, wie am Beispiel 3 im Hinblick auf Männer- und Frauenarbeit und im Beispiel 4 für gute und niedrige Arbeit deutlich wird. Aber auch festgefügte gesellschaftliche Rollenmuster können nicht immer konsistent tradiert werden — man denke an Kriegs- und Notzeiten, in denen „die Frauen alle Arbeit getan haben, denn die Männer waren fort“. Je nach Schicksal oder epochaler Situation kann es vorkommen, daß Kinder heranwachsen, die in ihren frühen Lebensjahren nie Gelegenheit hatten, Männern beim Arbeiten zuzuschauen. Ein Faktum, das sicherlich Auswirkungen auf ihre spätere Einstellung zum Verhältnis von Geschlecht und Arbeit hatte.

Das Arbeitspanorama vermag derartige Zusammenhänge offenzulegen. In ihm scheint nicht nur *ein* individuelles Schicksal auf, sondern das Schicksal verschiedener Familienmitglieder, ihre Herkunft, ihr Lebensweg, ihre Erfahrungen, die sich in einer „Familienatmosphäre“ kondensieren. Diese drückt sich in den verbalen und nonverbalen Äußerungen, in Gesagtem und Ungesagtem aus, Botschaften, die sich im Gedächtnis des Kindes, in seinem Unbewußten, verankern. Das Arbeitspanorama hilft uns, diesen komplexen Zusammenhängen nachzugehen: Sind die Botschaften positiv oder negativ? Gibt es unauflösbare Widersprüche, die zu ständigen Spannungen oder zu Konflikten führen? Wird entspannt oder verbissen gearbeitet, großzügig oder pedan-

tisch? Findet die Arbeit allein oder in Gemeinschaft statt? Gibt es inter-familiäre Ausbeutungsmechanismen? Werden Pflicht und Neigung berücksichtigt? Wird befohlen oder gebeten? Wer macht die unangenehmen, wer die angenehmen Arbeiten?

Es sind die mit derartigen Fragen verbundenen szenischen Zusammenhänge, der in ihnen enthaltene *Sinn* (Petzold 1982), der zu Konsequenzen in der Persönlichkeit führt, dazu, ob ein Mensch die Arbeitshaltung seiner Eltern reproduziert oder in einer Gegenreaktion kontrastiert (Beispiel 4) und damit immer noch gebunden bleibt, oder ob es ihm gelingt, *seine Form* von Arbeit zu finden, die ihm Lebenszufriedenheit gibt. Neben der „funktionalen Erziehung“, den allgemeinen Einflüssen des Sozialisationsprozesses, erlaubt es das Arbeitspanorama, auch die Erziehungsstile bzw. die gezielte erzieherische Beeinflussung des Menschen im Hinblick auf Arbeit und Arbeitsverhalten zu rekonstruieren. So finden sich z. B. in vielen Panoramen Spielszenen: Spiel als Vorläufer der Arbeit, durch das Konzentration, Sach- und Materialkenntnis gewonnen wird. Nicht-spielen-dürfen, weil spielen „unnützes Tun“ sei, Förderung des Spiels, weil es von den Eltern als sinnvoll begriffen wird, — das sind wichtige Determinanten späteren Arbeitsverhaltens.

In den Erziehungszielen und -maßnahmen artikuliert sich in besonderer Weise die Bildungs- und Schichtabhängigkeit. Arbeiterfamilien, traditionell bürgerliche Familien, Akademikerfamilien, Aufsteigerfamilien prägen Arbeitspanoramen eine je spezifische Charakteristik auf. Anforderungsdruck, Leistungsideologie, Ziele der Eltern, die von diesen nicht erreicht und vom Kind verwirklicht werden sollen, werden *szenisch greifbar* zusammen mit den vergangenen und aktuellen Reaktionen des Kindes: Anpassung oder Verweigerung, wie z. B. „Dummheit“, „Faulheit“, „Tricks“, „Krankheit“, „Delinquenz“ usw. Das Anspruchsniveau, die Verwendung von Lob und Tadel, Szenen von Strafe, von Herausgestellt-Werden, von Arbeitsmühe oder Arbeitsfreude lassen den Aufbau des allgemeinen Leistungsstrebens erkennen und auch die Richtung, in die Erfolgs- bzw. Mißerfolgsmotivation gelenkt wird (Heckhausen 1972, Meyer 1973).

Neben dem Spiel als frühester Form kindlicher Arbeit (sofern dieses so begriffen wird), neben den „häuslichen Pflichten“, neben der Ausführung von Erwachsenenarbeit durch Kinder, meistens infolge von äußeren Determinationen und Notsituationen (z. B. Mitarbeit im elterlichen Handwerks- oder Landwirtschaftsbetrieb, Zeitungs- und Brötchenaustragen, weil die Familie auf das Geld angewiesen ist usw.), kommt der eigentlichen *Arbeitsstelle* des Kindes, der Schule (vgl. Huy, dieses Buch S. 447ff) in vielen Arbeitspanoramen besondere Bedeutung

zu, abhängig von dem Stellenwert, dem Bildung und schulischem Lernen im Elternhaus zugemessen wird. In den Beziehungen zu Lehrern und Mitschülern, zwischen Schule und Elternhaus, den Erfahrungen von Erfolg und Mißerfolg, von Kooperation und Konkurrenz zwischen den Schülern oder auch zwischen Geschwistern, werden spätere Haltungen zur Arbeit, Motivationen als „Programmierungen“ für Erfolg und Mißerfolg gesetzt. Es werden auch Konflikte vorbereitet und festgeschrieben und das umso mehr, je stärker Inkongruenzen sind, denen das Kind ausgesetzt wird: Eltern verlangen Dinge, die sie selbst nicht tun können. Sie delegieren eigene Wünsche an das Kind, benutzen es als Aushängeschild. Es entstehen zuweilen Widersprüche zwischen divergierenden Erziehungsstilen in Schule und Elternhaus (besonders wenn der geliebte Lehrer oder „die tolle“ Lehrerin so „ganz anders“ sind als Vater und Mutter).

Das Arbeitspanorama ermöglicht die differenzierte Rekonstruktion und Analyse derartiger Konstellationen. Sie läßt den Protagonisten erkennen, ob er gelernt hat, seine Kräfte einzuteilen, oder ob er sich ständig übernimmt, weil er entsprechenden Vorbildern oder Anforderungen ausgesetzt war, ob er gelernt hat, die eigenen Fähigkeiten einzuschätzen, sich Hilfe holen oder kooperieren zu können oder ob er sich einzelkämpferisch verausgabt. Es können Mißerfolgsstrukturen in ihrem wiederholenden Zwang aufgedeckt und damit der Veränderung zugänglich gemacht werden, szenische Fixierungen, die aufgrund eigener Erlebnisse und Erfahrungen oder durch die Übernahme elterlicher „Skripts“ (Steiner 1982) übernommen wurden.

Schlußbemerkung

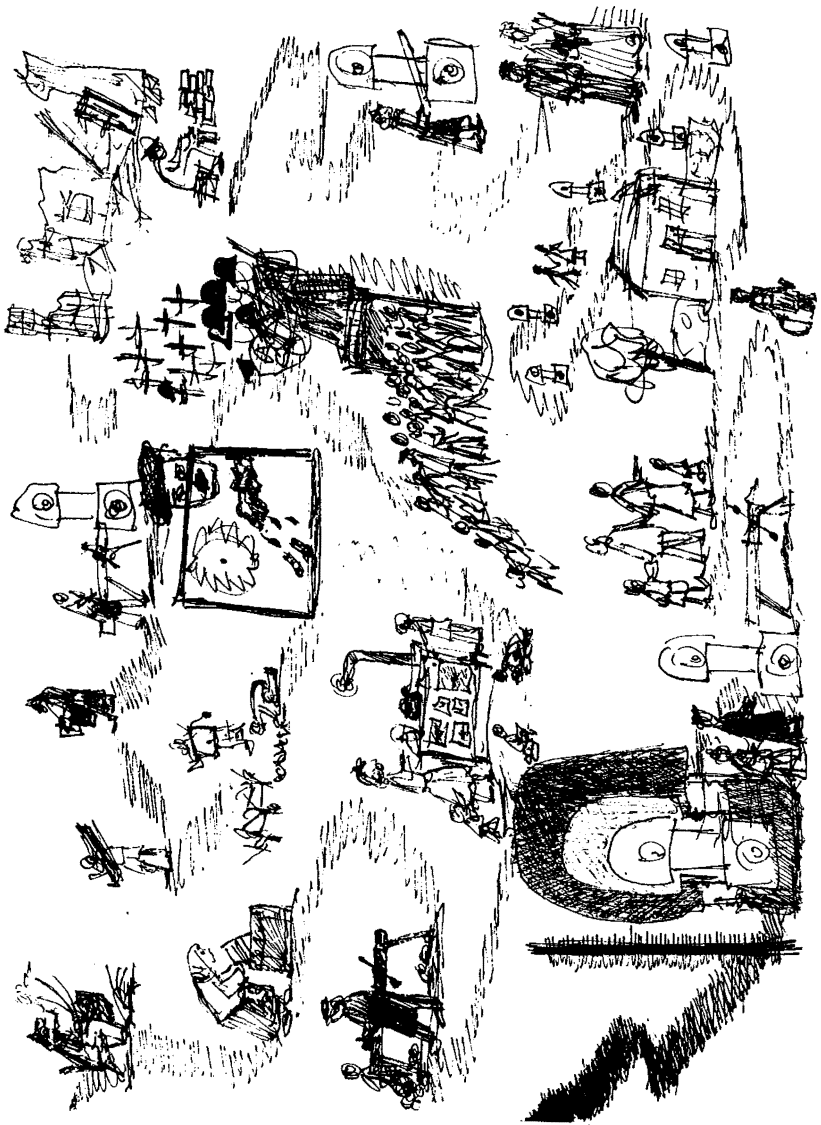
Wir hoffen, daß dieser vorläufige Bericht etwas von den vielfältigen Möglichkeiten deutlich machen konnte, die die Panoramatechnik, hier speziell das Arbeitspanorama bieten, und zwar sowohl als diagnostisches Instrument, als therapeutische Intervention und als Methode der Aktionsforschung (Petzold 1983). Eine systematischere Auswertung des umfangreichen Materials wird sicher erforderlich sein, einerseits, um die Methodik noch weiter zu verfeinern, und andererseits, um zu Aussagen über „pathologische Formen“ in der Arbeitssozialisation zu kommen, die größere Allgemeinheit und Gültigkeit beanspruchen können. Aufgrund der bisher vorliegenden Erfahrungen erweist sich das Arbeitspanorama auf jeden Fall als eine flexible und vielseitige Interventionstechnik, um Störungen aus der Arbeitswelt erlebnisnah festzustellen und wirkungsvoll therapeutisch anzugehen.

Anhang: Bilder und Beispiele

Abbildung 6

Arbeitspanorama von Karl (66 Jahre, Schreiner, zu S. 391ff)

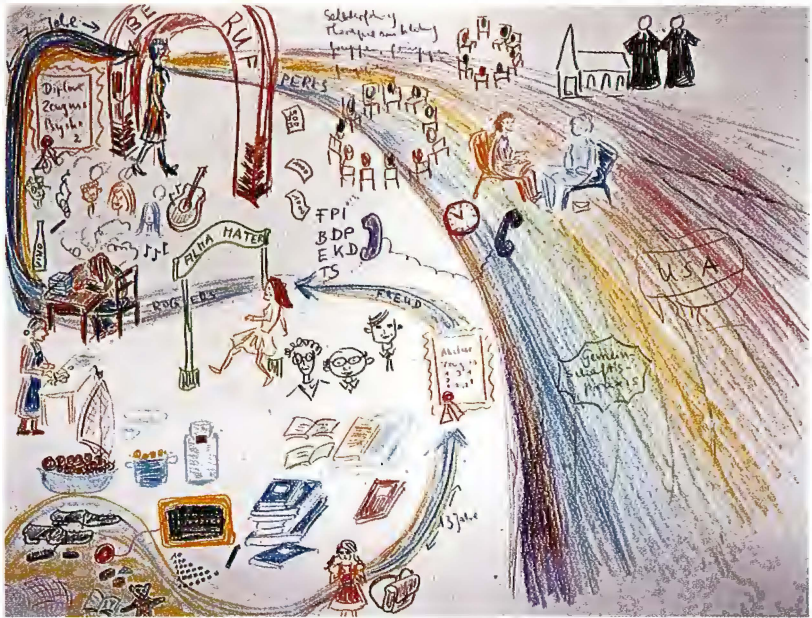
Der Großvater flocht Weidenkörbe, noch an seinem Sterbetag — 82 Jahre ist er geworden. Kein Tag krank. Immer rege. Die Großmutter wusch. Sie kam dann ans Liegen. Da hat sie noch Flicksachen gemacht. Der Vater stand an der Hobelbank, auch samstags, die Mutter stand am Herd, jeden Tag, vier Kinder, der große Garten, die Rechnungen für die Kundschaft schreiben. Ich mußte in der Werkstatt und in der Küche und im Garten helfen, ich war der Älteste. Als ich in die Schule kam, mußte ich den Garten fast allein machen. Ich mußte die Weidenruten für Großvater schneiden, Wasser für die Großmutter tragen. Ich bin dann erst bei meinem Vater, dann in einer Großschreinerei in die Lehre gegangen. Als Geselle mit neunzehn sind dann zwei Finger in der Kreissäge geblieben. Die Hand verstümmelt! Dann gabs keine Arbeit mehr. Dann war Krieg. Alles keine schöne Zeit. Danach hab ich Steine sauber geklopft in den Trümmern. Dann 'ne kleine Schreinerei aufgemacht, mit 'ner alten Bandsäge als erster Maschine, so eine wie in meinem Lehrbetrieb. Dann hab ich meine Frau kennengelernt. Dann hab ich gearbeitet und gearbeitet. Wir haben uns ein schönes Haus gebaut. Der Betrieb lief nicht schlecht aber auch nicht gut. Wir haben zwei Kinder. Der Junge hat erst bei mir gelernt und ist dann nochmal auf die Schule. Mein rechtes Bein wurd immer schlechter. Immer das Stehen. Ich hab dann den Betrieb zugemacht, voriges Jahr. Es ist wie wenn ich mir den Ast abgesägt hätte, mit der Bandsäge. Die ist wie ein großes Stahlgespenst. Das war keine richtige Entscheidung, das alles wegzugeben. Aber es war zu viel geworden. Wenn der Junge wenigstens dabei geblieben wäre. Aber für ihn ist's besser so wie er's gemacht hat. Was ich weiter mache weiß ich noch nicht, aber ich muß was machen ...



Arbeitspanorama von Karl (Text S. 391ff u. 398)

Arbeitspanorama von Carl (42 J., Arzt, Abb. S. 403)

1. *Die Arbeit meines Vaters — er war Arzt — ist schön. Wir machen mit dem Auto Krankenbesuche.*
2. *Die Arbeit als Arzt macht kaputt. Du mußt Dich schonen; meinen Kindern habe ich auch dieses Bild vermittelt.*
3. *Auf dem Weg zur Schule: Die Synagoge brennt.*
4. *Jetzt brennt auch die Kirche (hat nichts mit der Arbeit zu tun, aber mit der Synagoge. Außerdem ist es für mich wichtig: ich komme fort aus dem Elternhaus!)*
5. *Die schönste Arbeit ist auf dem Land. Es ist die Arbeit meiner Mutter, die vom Lande stammt und mir zu Beginn des Krieges gezeigt hat, wie man den Garten bestellt.*
6. *Wenn Du die Arbeit nicht ernst genug nimmst, wirst Du unten durchfallen! Dein Wissen muß ungeheuer und jederzeit verfügbar sein!*
7. *Indem ich es unter Anleitung probiere, geht es besser als ich dachte.*
8. *Allein in der Praxis kann ich aber meine Erwartungen nicht erfüllen — oder Deine, Du ungeheurer Mann, ich stehe da, wie in Scene 6. — aber allein! — wieder ins Krankenhaus.*
9. *Ich will im Schutz der Klinik weiter lernen, ich will, daß meine Leistungen anerkannt, geachtet werden. Ich brauche ... einen Vater! Aber unterordnen will ich mich nicht.*
10. *Jetzt arbeite ich mit Hilfe anderer. Ich sehe etwas blaß aus. Die Patienten in den Betten sind schlecht zu erkennen. Ich zeige mehr Sicherheit, als ich habe. Leute, ich weiß doch auch nicht alles! Gegen den Tod nützt alles nichts. Machtlos.*
11. *Zukunftsphantasie: Der Patient ist genau so groß wie ich (auf dem Bild aber ich nicht!). Wir arbeiten zusammen. Ich fühle mich gut bei der Arbeit, sie macht nicht kaputt. Es sind keine Apparate da, keine Leute, die von mir wissen wollen, was sie tun sollen.*



Arbeitspanorama von Jutta (Text S. 375ff)



Arbeitspanorama von Gerd (Text S. 383ff)



Arbeitspanorama von Annette (Text S. 404)



Arbeitspanorama von Barbara (Text S. 404f)



Arbeitspanorama von Carl (Text S. 400)

Arbeitspanorama von Annette (Abb. auf S. 402)

Annette ist 32 Jahre. Zunächst als Tänzerin ausgebildet, arbeitet sie heute als Sozialpädagogin.

1. Szene: Der Vater — Er ist ehrgeizig, kann sich als Angestellter nicht einordnen, macht sich selbständig. Er hat das Büro zu Hause. Die ganze Familie muß sich nach ihm richten. Die Kinder dürfen sich nicht bewegen und müssen leise sein. Beziehungslosigkeit zum Vater und starke Einengung der räumlichen und motorischen Entfaltung sind beherrschend. Eine Tante, sie ist Tänzerin, steht im Kontrast zu dieser Atmosphäre.

2. Szene: Die Mutter — Ihr Arbeitsplatz ist der Haushalt. Sie schuftet Tag und Nacht wie ein Ackergaul ohne Entlohnung und Anerkennung, aber sie behält trotzdem einen frischen Humor. Die Großmutter ist ein Putzteufel, voller Vorwürfe an die Schwiegertochter, beständig jammernd und klagend. Die Tochter lehnt aus diesen Erfahrungen mit der Frauenrolle das Hausfrauendasein ab. Sie streicht diese Szene aus ihrem Leben.

3. Szene: Die Schule — Die Schule ist Zwang. Das Bewegungsverbot wird wiederholt. Im Kopf des Kindes: Tagträume vom Spielen draußen.

4. Szene: Die Tante — Die Tante wird zum Leitbild für die Berufswahl. Als Tänzerin muß sie nicht so arbeiten, wie Annette es von Mutter und Großmutter kennt. Zwar kündigt die Tante an, daß der Ballettunterricht „viele Tränen kostet“, aber es wird nicht gesehen, daß Ballett Arbeit ist, vielmehr bringt es Anerkennung, Bewunderung, Beifall. Die Ausbildung zur Tänzerin wird zur Qual und endet mit Mißerfolg und Berufswechsel. Das Bewegungsverbot aus der ersten Szene kommt zum Tragen. Fazit: den anderen helfen ist sinnvoller, als sich selbst darzustellen und doch nicht zu gefallen. Es bleiben — viele Tränen.

Arbeitspanorama von Barbara (Abb. auf S. 402)

Barbara ist 29 Jahre und Sozialarbeiterin. Sie hat ihr Arbeitspanorama (von links oben beginnend) als kreisförmige Anordnung ihrer Sozialisierungserfahrung mit Arbeit gezeichnet.

1. Szene: Als Flüchtlingskind wird Barbara auf dem Land in einer Großbauernfamilie untergebracht. Sie erlebt dort, wie Arbeit und Spiel ineinandergreifen, eine lebendige Einheit bilden: der Bauernhof mit den Stallungen und den Tieren, der Bauer hinter dem Pflug, der Wald, Pilze und Beeren sammeln, Hühner und Kaninchen füttern mit der ganzen Familie sind erste Erfahrungen. Sonntagsruhe (Kirche), Koh-

lenhändler und Kohlenwaage, Ährenbinden, Maurerkelle, Strickzeug sind weitere Erinnerungsspuren zum Thema Arbeit.

2. Szene: Der erste Kontakt mit der Schule ist bedrückend — auf die schreckliche Lehrerin reagiert Barbara mit der Verweigerung von Lernen. Nur mit einem Lehrer hat sie „herzlichen“ Kontakt und macht ihr das Lernen Freude.

3. Szene: Diese Motivation wird vom Vater durchkreuzt, der ihr den Zugang zum Gymnasium verwehrt: sie habe als Mädchen kein Anrecht auf eine solche Ausbildung, wenn der Bruder nicht auch zur Oberschule gehen kann; der aber ist krank und zart. Es bleibt Verwirrung, ohne berufliche Ziele.

4. Szene: Die Schreibmaschine steht für den kaufmännischen Beruf, den sie als „vernünftige Wahl“ ergreift. Der Beruf macht ihr keine Freude, wird aber als Sicherheit und Halt ideologisiert.

5. Szene: Barbara träumt als Kontrast zum grauen Berufsalltag von schönen Kleidern, der weiten Welt und Geld.

6. Szene: Botschaften des Großvaters und der Mutter drängen sie „zu Höherem“, aber der soziale Ausstieg wird zur Belastung. Barbara fällt in eine tiefe Depression. Sie entschließt sich, Sozialarbeit zu studieren, um mit Leuten mit ähnlichen Erfahrungen des Scheiterns zu arbeiten.

7. Szene: Das Studium in einem düsteren Betongebäude verläuft nicht ohne Krisen, die sie durch das Familienmotto „Arbeit ist Halt“ bewältigt.

8. Szene: Im Anerkennungsjahr findet sie eine Arbeitsstätte mit Haus und Garten, Haustieren und Bäumen — Anklänge an die Kindheit.

9. Szene: Auch ihr Privatbereich festigt sich, Hund, Haus, Kochen als Hobby; die Pfeile verweisen auf die vielfältigen Einflüsse der Vergangenheit.

10. Szene: Mit Abschluß des Anerkennungsjahres geht es darum, Abschied zu nehmen und einen neuen Tätigkeitsbereich zu suchen. Der Beruf öffnet sich ihr wie ein Tor.

Literatur

- Adler, A., Neurotisches Rollenspiel, *Intern. Zeitschr. für Individualpsychologie* 6 (1928) 427-432.
- Autorenkollektiv, Berufliche Sozialisation und gesellschaftliches Bewußtsein jugendlicher Erwerbstätiger, EVA, Frankfurt 1973.
- Bandura, A., Social learning for imitation, in: Jones, M. R., Nebraska Symposion on motivation, University of Nebraska Press, Lincoln, 1962, 211-268.
- Bandura, A., Lernen am Modell, Klett, Stuttgart 1976.
- Bednarz, I., Einstellung von Arbeiterjugendlichen zu Bildung und Ausbildung: Eine Dokumentation, Deutsches Jugendinstitut, München 1978.
- Berne, E., Was sagen Sie nachdem Sie guten Tag gesagt haben? Kindler, München 1975.
- Bertram, H., Probleme einer sozial-strukturell orientierten Sozialisationsforschung, *Zeitschrift für Soziologie* V, 2 (1976) 103-117.
- Bertram, H., Gesellschaft, Familie und moralisches Urteil, Beltz, Weinheim 1978.
- Bilitza, K., Vom Objekt zum Subjekt in der Psychotherapieforschung. Vorüberlegungen für einen Aktionsforschungsansatz, *Integrative Therapie* 4 (1981) 263-291.
- Bublitz, H., Arbeitertöchter an der Hochschule, Frankfurt 1982.
- Danto, A. C., Analytical philosophy of history, Cambridge 1965.
- Dilthey, W., Gesammelte Schriften, Bd. VII (Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften), Stuttgart/Göttingen 1957².
- Dilthey, W., Ideen zu einer beschreibenden und zergliedernden Psychologie. Sitzungsberichte der preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1894.
- Eilenberger, M., Das Lebenspanorama als diagnostische und therapeutische Methode in der integrativen Therapie, Diplomarbeit am Psychologischen Institut der Universität Hamburg, Hamburg 1979.
- Ferretti, M., Laser, Mazer, Hologramme, Franzis, München 1977.
- Flach, W., Die biographische Methode bei Wilhelm Dilthey, *Archiv für die Geschichte der Philosophie* 52 (1970) 172-186.
- Foucault, M., Die Ordnung der Dinge, Suhrkamp, Frankfurt 1971.
- , Die Archäologie des Wissens, Suhrkamp, Frankfurt 1973.
- , Die Ordnung des Diskurses, Hanser, München 1974.
- Franson, M., Holographie, Springer, Berlin 1972.
- Franz, G., Traumarbeit in der Gestalttherapie, *Integrative Therapie* 2/3 (1980) 203-221.
- Gadamer, H.-G., Wahrheit und Methode, Mohr, Tübingen 1975⁴.
- Grüneisen, V., Hoff, E.-H., Familienerziehung und Lebenssituation. Der Einfluß von Lebensbedingungen und Arbeitserfahrungen auf Erziehungseinstellungen und Erziehungsverhalten von Eltern, Beltz, Weinheim 1977.
- Habermas, J., Kultur und Kritik, Suhrkamp, Frankfurt 1973.
- , Zur Logik der Sozialwissenschaften, Suhrkamp, Frankfurt 1977.
- Heckhausen, H., Die Interaktion der Sozialisationsvariablen in der Genese des Leistungsmotivs, in: *Graumann, C. f.*, Handbuch der Psychologie Bd. VII/2, Hogrefe, Göttingen 1972, 955-1019.
- Heinz, W. R., Berufliche Sozialisation, in: *Hurrelmann, Ulich*, 1982, 499-520.
- Huber, J., Anders arbeiten — anders wirtschaften, Fischer Alternativ, Frankfurt 1979.
- Hurrelmann, K., Ulich, D., Handbuch der Sozialisationsforschung, Beltz, Weinheim 1980, 1982².
- Husemann, F., Vom Bild und Sinn des Todes, Emil Weises Buchhandlung, Dresden 1938; 4. Aufl., Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 1979.
- Iljine, V. N., Szenarien Sterbender, Unveröffentlichtes MS, Paris 1963.
- Kohn, M., Class and conformity: A study in values, Dorsey, Homewood, Ill. 1969, 1977².

- Kuckartz, W., Sozialisation und Erziehung, Neue Deutsche Schule Verlag, Essen 1971².
- Lempert, W., Franzke, R., Die Berufserziehung, Juventa, München 1976.
- Lückel, K., Begegnung mit Sterbenden, Kaiser, München 1981.
- Matthies, F., Das Beziehungs Panorama. Die Panoramatechnik in der Arbeit mit Paaren, Diplomarbeit, Psychologisches Institut der Universität Hamburg, Hamburg 1981.
- Merleau-Ponty, M., *Le visible et l'invisible*, Gallimard, Paris 1964.
- , *La prose du monde*, Gallimard, Paris 1969.
- Meyer, W.-U., Leistungsmotiv und Ursachenerklärung von Erfolg und Mißerfolg, Klett, Stuttgart 1973.
- Misch, G., Lebensphilosophie und Phänomenologie, Berlin 1930.
- , Vom Lebens- und Gedankenkreis W. Diltheys, Frankfurt 1947.
- Moreno, J. L., The function of the social investigator in experimental psychodrama, *Sociometry* 4 (1941) 392-417.
- Perls, F. S., Grundlagen der Gestalttherapie, Pfeiffer, München 1976.
- , Gestalt, Wachstum, Integration, Junfermann, Paderborn 1980.
- Perls, F. S., Hefferline, R., Goodman, P., Gestalt therapy, Julian Press, New York 1951; dt.: Gestalt-Therapie, 2 Bde., Klett, Stuttgart 1979.
- Petzold, Hugo, Das Erleben des Lebenspanoramas, *Rosenkreuzers Zeitschrift* 6 (1935), 176-178.
- Petzold, Hilarion, G., Le „Gestalt Kibbouz“ modèle et méthode thérapeutique, Paris 1970, mimeogr.
- , Psychotherapie und Körperdynamik, Junfermann, Paderborn 1974.
- , Integrative Therapie ist kreative Therapie, Fritz Perls Institut, Düsseldorf 1975 mimeogr.
- , Die neuen Körpertherapien, Junfermann, Paderborn 1977a.
- , Die Rolle der Medien in der integrativen Pädagogik, in: Petzold, H., Brown, G. I., Gestaltpädagogik, Pfeiffer, München 1977b, 101-123.
- , Theorie und Praxis der Traumarbeit in der integrativen Therapie, *Integrative Therapie* 3/4 (1977c) 147-175.
- , Das Ko-respondenzprinzip in der integrativen Agogik, *Integrative Therapie* 1 (1978) 21-58.
- , „Sich selbst im Lebensganzen verstehen lernen“. Erlebnisaktivierende Methoden in einem integrativen Ansatz zur Vorbereitung auf das Alter, in: Schneider, H. D., Vorbereitung auf das Alter im Lebenslauf, Schöningh, Paderborn 1981, 89-112.
- , Integrative Dramatherapie, in: H. Petzold, Theater oder Spiel des Lebens, Verlag für humanistische Psychologie W. Flach, Frankfurt 1982.
- , Konzepte zum Lebenspanorama, unveröffentl. MS (1982a).
- , Dramatische Therapie, Hippokrates Verlag, Stuttgart 1982c.
- , Aktionsforschung, Frankfurt 1983 (in Vorbereitung).
- , Puppen als Medien in der Integrativen Therapie, in: Petzold, H. G. (Hrsg.), Puppen und Puppenspiel in der Psychotherapie, Pfeiffer, München 1983a.
- , Nootherapie, in: H. Petzold, Psychotherapie, Meditation, Gestalt, Junfermann, Paderborn 1983b.
- Petzold, H. G., Bubolz, E., Bildungsarbeit mit alten Menschen, Klett, Stuttgart 1976.
- Petzold, H. G., Berger, A., Die Rolle der Gruppe in der Integrativen Bewegungstherapie, *Integrative Therapie* 2 (1978).
- Petzold, H. G., Bubolz, E., Psychotherapie mit alten Menschen, Junfermann, Paderborn 1979.
- Petzold, H. G., Spiegel-Rösing, I., Psychotherapie mit Sterbenden, Junfermann, Paderborn 1983.
- Riehl, W. H., Die deutsche Arbeit 1861, Stuttgart 1924.

- Reich, W.*, Characteranalyse, Fischer, Frankfurt 1971.
- Rodgers, R. H.*, Family interaction and transaction. The development approach, Englewood Cliffs, 1973.
- Schneider, K.*, Widerstand in der Gestalttherapie, in: *Petzold, H. G.*, Widerstand — ein strittiges Konzept in der Psychotherapie, Junfermann, Paderborn 1982.
- Steiner, C.*, Wie man Lebenspläne verändert, Junfermann, Paderborn 1982.
- Steinkamp, G.*, Klassen- und Schichten-analytische Ansätze in der Sozialisationsforschung, in: *Hurrellmann, Ulich* (1982) 253-284.
- Steinkamp, G., Stief, W. H.*, Lebensbedingungen und Sozialisation, Westdeutscher Verlag, Opladen 1978.
- Trudewind, C.*, Häusliche Umwelt und Motiventwicklung, Hogrefe, Göttingen 1975.
- Van Maanen, J.*, Breaking, in: *Dubin, R.*, Handbook of work, organisation and society, Rand McNally, Chicago 1976.
- Vinnai, G.*, Sozialpsychologie der Arbeiterklasse, Rowohlt, Reinbek 1973.
- Weber, M.*, Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, *Archiv für Sozialwissenschaften* 20 (1904).